

Französische Könige und Kaiser der Neuzeit

Von
Ludwig XII. bis Napoleon III.
1498–1870

*Herausgegeben von
Peter C. Hartmann*

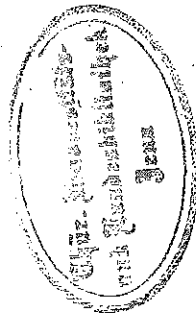


Verlag C.H. Beck München

Mit 16 Abbildungen

INHALT

Vorwort	7
Einleitung	9
Ludwig XII. (1498–1514) von Neidhard Bulst	24
Franz I. (1515–1547) von Alfred Kohler	52
Heinrich II. (1547–1559) von Rainer Babel	71
Franz II (1559–1560) von Rainer Babel	91
Karl IX. (1560–1574) von Rainer Babel	99
Heinrich III. (1574–1589) von Iija Mieck	120
Heinrich IV. (1589–1610) von Ernst Hinrichs	143
Ludwig XIII. (1610–1643) von Albert Cremer	171
Ludwig XIV. (1643–1715) von Klaus Malettke	189
Ludwig XV. (1715–1774) von Peter Claus Hartmann	237
Ludwig XVI. (1774–1789/92) von Peter Claus Hartmann	272
Napoleon I. (1799/1804–1814/15) von Hans Schmidt	308
Ludwig XVIII. (1814–1824) von Hans-Ulrich Thamer	367
Karl X. (1824–1830) von Hans-Ulrich Thamer	389
Louis-Philippe (1830–1848) von Michael Erbe	402
Napoleon III. (1848/52–1870) von Michael Erbe	422
Anhang	
Bibliographie	455
Abbildungsnachweis	477
Die Autoren	478
Register	481



107. Feb. 1995

Thüringer Universitäts- und
Landesbibliothek Jena
Zweigbibliothek
Geschichte

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme
Französische Könige und Kaiser der Neuzeit :
von Ludwig XII. bis Napoleon III. 1498–1870 /
Hrsg. von Peter C. Hartmann. –
München : Beck, 1994
ISBN 3-406-38506-0
NE: Hartmann, Peter Claus [Hrsg.]

ISBN 3 406 38506 0

© C.H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oscar Beck), München 1994
Satz: Fotosatz, Otto Gutfreund GmbH, Darmstadt
Druck und Bindearbeiten: Ebner Ulm
Gedruckt auf säurefreiem,
aus chlorfrei gebleichtem Zellstoff hergestelltem Papier
Printed in Germany

Peter Claus Hartmann

LUDWIG XVI.

1774–1789/92

Ludwig XVI., geb. 23. August 1754 in Versailles, 1765 Dauphin, 10. Mai 1774 König von Frankreich, 1775 Salbung und Krönung in Reims, 1791 König der Franzosen, 10. August 1792 gestürzt, 21. Januar 1793 hingerichtet, begr. im Massengrab in 5^{te} Madeleine.

Vater: Ludwig Dauphin de France (1729–1765). Mutter: Maria-Josepha von Sachsen (1731–1767), Tochter Kurfürst Friedrich Augusts II. von Sachsen, als August III. König von Polen (1696–1763). Brüder: Comte de Provence, der spätere Ludwig XVIII. (1755–1824), Comte d'Artois, der spätere Karl X. (1757–1836).

Heirat mit Marie-Antoinette (1755–1793), Tochter Maria Theresias und Kaiser Franz' I. 2 Söhne, darunter Ludwig XVII. (1785–1795), seit 1789 Dauphin; starb mit 10 Jahren in der Gefangenschaft; ferner zwei Töchter Maria Theresia (1778–1851), Gemahlin Ludwigs v. Angoulême (Sohn von Karl X.), und Sophie Hélène.

Wohl selten war ein Monarch mit so vielen und schweren Problemen konfrontiert wie Ludwig XVI. Um in den äußerst schwierigen Zeiten die Situation zu meistern, wäre ein König vonnöten gewesen mit der Agilität, Wendigkeit, dem Scharfsinn und der Intelligenz eines Heinrich IV. und mit der Energie, Willensstärke und Beständigkeit eines Ludwig XIV. Der letzte König des Ancien Régime, Ludwig XVI., besaß zwar viel mehr gute Eigenschaften als von der aufklärerisch-freigeistigen, antimonarchischen, aber auch der aristokratischen Propaganda der Zeit behauptet und in der Folgezeit von vielen Historikern angenommen wurde; und der unglückliche Ludwig war keineswegs dieser Mann mit «nichts als Schwäche, Dummheit und Blindheit», aber er war angesichts der Schwierigkeiten und außergewöhnlichen Ereignisse trotz besten Willens überfordert.

Mensch, Persönlichkeit, Charakter

Wie jeder Mensch war Ludwig XVI. geprägt durch seine Erbanlagen, seine Umgebung und Erziehung. Geboren am 23. 8. 1754 als drittes von insgesamt sieben Kindern – fünf Söhnen und zwei jüngeren Töchtern – des Dauphin Ludwig Ferdinand (1729–1765) und der Dauphine Maria Josepha von Sachsen (1731–1767), erhielt er nach alter Tradition den Titel eines Duc de Berry. Er wuchs in der fast bürgerlich anmutenden Dau-



phin-Familie auf, in der sich zum Erstaunen des Hofes das Prinzenpaar persönlich um die Kinder und deren Erziehung kümmerte. Der Vater Ludwig Ferdinand, von dem Berry manche Eigenschaften geerbt hatte, war, als Dauphin (Kronprinz) und einziger überlebender Sohn Ludwigs XV. und der Marie Leszczyńska (1703–1768), der zweite Mann im Königreich, stand jedoch in vielen Fragen in Opposition und ganz allgemein in gespanntem Verhältnis zum Vater. Als Haupt der Parteiung der Frommen am Hof verurteilte er dessen Mätressenwirtschaft und nannte die Pompadour despektierlich «Mama Hure». Wie viele Kronprinzen wartete er ungeduldig darauf, selbst die Politik bestimmen zu können.

In seinem Äußeren und in seinem Charakter war er von Ludwig XV. grundverschieden. Im Gegensatz zu diesem majestätischen «schönsten Mann im Königreich» war Ludwig Ferdinand übermäßig dick, recht gefräßig, wenig verführerisch, ein Gegner von frivolen Sitten, Spiel und Bällen; ja sogar die Jagd ließ ihn kalt. Dafür spielte der streng religiöse, anderen gegenüber nicht selten harte Mann gerne Orgel und sang Choräle.

Seine zweite Gattin, Maria Josepha von Sachsen, die dritte Tochter des sächsischen Kurfürsten und Königs von Polen, Augusts II. bzw. III., und der Maria Josepha, Tochter Kaiser Josephs I., hatte es am Anfang schwer mit ihrem Gatten; denn dieser, wegen des Todes seiner geliebten verstorbenen ersten Gemahlin untröstlich, empfing die 15jährige Sähe mit großer Gleichgültigkeit. Aber diese junge Prinzessin mit etwas zu großer Nase und schlecht gepflegten Zähnen, laut Croÿ «von hübscher Häßlichkeit, nach der man sich den Hals verrenkte», verstand es, zuerst die Schwiegereltern, den Hof und schließlich auch den widerstrebenden Gatten zu gewinnen. Sie war sehr pflichtbewußt, taktvoll, fromm, kenntnisreich, voll Seelengröße, aber nicht ohne Strenge und gleich sich bewußt dem Gatten an.

Berry, drei Jahre jünger als sein am 13. 9. 1751 geborener ältester Bruder Duc de Bourgogne kam sechs Monate nach dem frühen Tod seines Bruders Duc d'Aquitaine zur Welt als Baby, das «dicker und größer» war, als die anderen Kinder der Dauphine; er wurde, wie damals üblich, mit seinen Brüdern einer Gouvernante anvertraut. Das heranwachsende Kind, schweigsam, mürrisch, nicht gerade schön und charmant, litt bald als «ungeliebter Prinz» unter der Zurücksetzung gegenüber dem Ältesten und den jüngeren Brüdern. Der Duc de Bourgogne, ein aufgeweckter, lebhafter, aber auch launischer und sehr hochmütiger, von seiner zukünftigen Herrscherrolle überzeugter, schöner und charmanter Junge war der große Stolz der Eltern und des Hofes, so daß er «die gesamte Liebe seiner Eltern» auf sich zog. Der kleine Duc de Berry lebte demgegenüber in dessen Schatten und relativ isoliert. Als 1760 der Älteste schwer krank wurde und wegen Lungen- und Knochentuberkulose ans Bett gefesselt war, gab man ihm Berry als Spiel-

und Arbeitsgefährten. Der ältere Bruder behandelte den jüngeren, mit dem er den Hauslehrer teilte, «wie einen Untertan» (Lever). Während sich alles um den verwöhnten, selbstgerechten Kranken drehte, wurde Berry gleichsam zum Prügelknaben und dem dauernd das leuchtende Vorbild des Bourgogne vorgehalten und das Gefühl der eigenen Unterlegenheit eingepfropft wurde. Als der vielgeliebte älteste Sohn am 24. 3. 1761 starb, rückte Berry nicht zur Freude seiner Eltern mit sechs Jahren zum übernächsten Thronfolger nach seinem Vater auf. Er hatte sich aber bei seinem Bruder angesteckt und mußte deshalb während seiner ganzen Kindheit und Jugend gegen die Lungenkrankheit ankämpfen. In den Augen der Eltern, die sich jetzt vor allem den beiden jüngsten (den späteren Ludwig XVIII. und Karl X.) zuwandten, gab Berry im Vergleich zu Bourgogne eine wenig vorteilhafte Figur ab. Irgendwie lastete man es ihm an, ohne es auszudrücken, daß er den Platz des bewunderten Ältesten eingenommen hatte. Unter persönlicher Überwachung der Eltern übernahm Graf von La Vauguyon die Erziehung der Prinzen. Hauslehrer wurde der Bischof von Limoges, Coëtlosquet. Als Vorbild für die Erziehung wurde dem kleinen Berry der große Bruder hingestellt.

Der fleißige, pflichtbewußte Schüler und spätere Ludwig XVI. wurde täglich sieben Stunden in Latein, Geschichte, Mathematik und lebenden Sprachen unterrichtet und zweimal in der Woche von seinen Eltern geprüft, die sich sehr streng und anspruchsvoll zeigten. Zur ethischen und politischen Ausbildung des Prinzen hielt man ihm die von Bossuet hervorgehobenen, für einen König nötigen Tugenden der Frömmigkeit, Güte, Gerechtigkeit und Entschlossenheit als Ideal vor. Als sein Vater am 20. 12. 1765 an Schwindsucht starb und die Mutter in untröstlichen Schmerz versank, wurde Ludwig mit elf Jahren als Dauphin zweiter Mann des Königreiches. Der kränkliche, linksche Prinz, dem jeglicher Charme zu fehlen schien, war dem eleganten, majestätischen Ludwig XV. etwas fremd. Andererseits wurde der schüchterne Junge letztlich von der Erscheinung und dem Auftreten des königlichen Großvaters eingeschüchtert und dadurch nur noch linkscher.

Unter seinem Erzieher La Vauguyon vertiefte er sich vor allem in die Schrift «Télémaque» von Fénelon. Dessen Grundsätze, wie die Forderung nach einem tugendhaften Leben des Monarchen, der seine Macht von Gott erhält, dessen Pflicht zur Liebe für die Untertanen und zum Streben nach deren Glück, haben den späteren König tief geprägt. Beeinflusst wurde er außerdem von Schriften, welche die natürliche Gleichheit der Menschen und ein patriarchalisches Königtum hervorhoben.

Mit zwölftehn Jahren wurde am 2. 2. 1767 der Dauphin, der, wie Croÿ bemerkte, «sehr schwächlich und leider kurzsichtig», aber von «sanftmütigem Charakter» war, zum Ritter des St.-Michael-Ordens geschlagen. Als bald darauf am 13. 3. 1767 auch die Mutter an Schwindsucht starb, brach seine schwere Krankheit wieder aus, so daß man am

Hofe schon meinte, er werde seinem brillanteren jüngeren Bruder den Platz für die Nachfolge Ludwigs XV. frei machen.

1770, als er 16 Jahre alt wurde, war im Wesentlichen die Erziehung des wieder genesenen Dauphin abgeschlossen. Sie hatte ihm vor allem seine zukünftigen Pflichten eingepflicht, gleichzeitig aber Zweifel an seinen Fähigkeiten vermittelt und ihn gehindert, so urteilt Evelyne Lever, «die Realität seiner Zeit kennenzulernen und zu verstehen». Der Prinz träumte demnach von einem vagen goldenen Zeitalter, in dem er das Glück seiner Untertanen herbeiführen wollte. Während sich Lever, wenn auch gemäßig, mehr der älteren Forschungsmeinung anschließt, welche die Erziehung Ludwig XVI. sehr negativ beurteilt und den Prinzen als charakterschwachen, wenig intelligenten Jungen darstellt, so kommt Pierette Girault de Coursac in ihrer 1972 veröffentlichten These zu einem ganz anderen Ergebnis. Demnach bot der als Frömmlicher verschrieene La Vauguyon eine sehr gute und in allen Bereichen auf der Höhe der Zeit stehende Erziehung. Ludwig zeigte sich, so weist sie durch viele Quellen nach, als sehr fleißiger, lernwilliger, verständiger und außerordentlich beharrlicher Schüler mit «einer vielseitigen Intelligenz». Er war ein konstanter, unerschütterlicher junger Mann, der gelernt hatte, seinen Egoismus zu überwinden und sich zu beherrschen.

Der spätere Ludwig XVI. war damals noch ein schwächlicher, kränklicher Jugendlicher, mit großen blauen Augen und unregelmäßigen Zähnen, mißtrauisch und schüchtern, meist mit unglücklicher Miene, watschelndem Gang und hoher näselnder Stimme. Zu seinem Großvater hatte der linksch wirkende Jugendliche damals noch wenig Kontakt, führte mit ihm keine längeren Gespräche und zeigte sich in seiner Anwesenheit gehemmt als sonst. Lever bemerkt dazu: «Niemand geliebt, immer zurückgestoßen und auf Distanz gehalten, ist der Dauphin unfähig, das geringste Gefühl von Zuneigung für jemanden auszudrücken.»

Auf Betreiben des Ministers Choiseul wurde zur Festigung des französisch-österreichischen Bündnisses die Verheiratung des Dauphins mit einer Tochter Maria Theresias beschlossen. Man wählte hierfür Marie Antonia (in Frankreich Marie Antoinette) aus, die am 2. 11. 1755 geborene Prinzessin, deren Erziehung man bis 1768 etwas hatte schleifen lassen. Nun wurde sie aber intensiv unterrichtet und auf ihre Aufgaben als künftige französische Königin vorbereitet, obwohl sie viel mehr Interesse an Spielen und Festen zeigte. Am 19. 4. 1770 vollzog man in der Wiener Augustinerkirche die Prokura-Trauung, wobei ihr Bruder Erzherzog Ferdinand den Dauphin vertrat, und nach rauschenden Festen ging es am 21. 4. in Begleitung von 376 Reitern in Richtung Frankreich. Am 8. 5. überschritt sie den Rhein und wurde am 14. von der königlichen Familie in Compiègne in Empfang genommen. Während die 15jährige österreichische Prinzessin mit ihren blauen Augen, der scharfen gebogenen Nase und den blonden Haaren von Ludwig XV. galant empfangen

wurde, gab ihr der noch nicht 16jährige Bräutigam unbeholfen und verlegen den vom Protokoll verlangten Kuß auf die Wange, brachte jedoch kein Wort der Begrüßung heraus. Sein Großvater, gewöhnt an galante Damengesellschaft, bestritt statt seiner die Unterhaltung.

Nach der prachtvollen kirchlichen Trauung in der wunderschönen Schloßkapelle von Versailles durch den Reims' Erzbischof und großen Festlichkeiten im Park und im neuen Opernsaal des Schlosses folgte die übliche Zeremonie des Zubettgehens der Neuvermählten. Aber der Kommentar des jungen Dauphin in seinem, nach den Jagdjournalen knapp in Stichworten abgefaßten Tagebuch lautete über diese Hochzeitsnacht nur kurz und lapidar: «Nichts».

Das junge Paar hatte auch in der Folgezeit große Schwierigkeiten, die Ehe zu vollziehen. Schon damals wurde viel darüber spekuliert, geredet und geschrieben, wie auch in der neueren Literatur. Offensichtlich hatte Ludwig XVI. Hemmungen, die zu einer vor allem psychisch bedingten Impotenz führten. Aber auch Marie Antoinette scheint ihm nicht bei deren Überwindung geholfen, sondern sich vielmehr gerne verweigert zu haben, was vor allem Fay betont. Sie amüsierte sich lieber auf Festen und in der Hofgesellschaft. Der kritische Beobachter Abbé de Véri schrieb, die Königin suche leider nicht «den König zu amüsieren, der nicht die Qualitäten hat, die in den Augen der Frauen verführerisch sind». Croÿ bemerkte zur Königin, sie sei «extrem vergnügungssüchtig» und sei dauernd «nur von den brilliantesten jungen Leuten umgeben». Erst als der älteste Bruder der Königin, Kaiser Joseph II. (1765–1790), im Jahr 1777 incognito nach Versailles kam und die beiden Vermählten in langen Gesprächen ins Gebet nahm, gelang es diesen, die Ehe wirklich zu vollziehen, und Marie Antoinette wurde schwanger.

In der Kronprinzenzeit wuchsen Ludwig und Marie Antoinette also noch wenig zusammen. Entgegen der immer wieder verbreiteten Meinung bereitete sich Ludwig XVI. von 1770 bis 1774 mit großem Eifer, mit Lernbegierde, unter Hintansetzung seiner Jagdleidenschaft, auf seine Regentenaufgabe vor und wurde von seinem Großvater, mit dem ihn inzwischen ein freundschaftliches Verhältnis verband, in die Staatsgeschäfte eingeführt. «Durch seine Gradheit und Offenheit hatte er nun endlich einen Freund gefunden – den König» (Fay). So besaß er schon seit langem «die Gewohnheit, zu arbeiten, Selbstbeherrschung und Beharrlichkeit» (Girault de Coursac).

Der pflichtbewußte, ehrliche und redliche Dauphin, der manche Eigenschaften von seiner sächsischen Mutter geerbt hatte, war eine ziemlich bürgerliche Erscheinung. Er paßte deshalb nicht so recht in die damalige Hofgesellschaft, die von der Etikette, der äußeren Form und der so oft an den Tag gelegten Unaufmerksamkeit geprägt war. Was sollte man von einem Kronprinzen halten, der es liebte, seine Gemächer in Heimarbeit selbst zu gestalten, in einer Zeit, wo es für Adelige als nicht standesge-

mäß galt, körperlich zu arbeiten. Der kaiserliche Botschafter in Versailles Mercy berichtete z. B. recht erstaunt in einem Brief an Maria Theresia vom 17. 7. 1773: Der (19jährige) Dauphin «hat immer etwas im Inneren seines Appartements einzurichten; er legt selbst mit den Arbeitern Hand an, um das Material wegzuschaffen, die Balken, die Steine, und da er sich Stunden mit dieser mühsamen Arbeit beschäftigt, kommt er manchmal mehr ermüdet zurück, als wenn er an einem Manöver teilnehmen würde. Ich habe erlebt, daß die Madame Dauphine sich äußerst verzweifelt und verärgert über diese Verhaltensweise zeigte.» Wahrscheinlich sah der junge, wohl auch wegen seiner Kurzsichtigkeit linkische Ludwig, der sich am Hof mit seinem Zeremoniell, wo jede seiner Gesten registriert und kritisch kommentiert wurde, nicht wohl fühlte, hier im Schaffen mit seinen Arbeitern eine Möglichkeit, diesem Hof zu entfliehen, um wirklich Mensch sein zu können.

Als Ludwig XV. am 10. 5. 1774 an Pocken starb, waren der 19jährige König und seine Gattin beim Volk durchaus beliebt und jedermann setzte große Hoffnungen auf Ludwig XVI. Da die Minister wegen Ansteckungsgefahr in Quarantäne waren, stand der junge Monarch zunächst allein. Er fühlte sich überfordert und noch nicht erfahren genug, um als «absoluter» König ohne Hilfe das Entscheidungszentrum der Regierung zu verkörpern. Deshalb suchte er sich nach dem Vorbild des von ihm so eifrig studierten «Télémaque» von Fénelon einen «Mentor». Zunächst wollte er den 73jährigen früheren Generalkontrolleur der Finanzen und Marinestaatssekretär Machault bitten, entschied sich dann jedoch, auf eine Intervention seiner Patentante Adelaïde hin, für den ebenso alten ehemaligen Staatssekretär Graf von Maurepas. Er schrieb diesem mit eigener Hand am 12. 5. 1774 folgenden Brief: «Monsieur, in der tiefen Trauer, die mich niederschmettert... Ich bin der König. Allein dieses Wort enthält viele Verpflichtungen, aber ich bin erst zwanzig Jahre alt und ich glaube nicht, daß ich alle nötigen Kenntnisse für dieses Amt erworben habe. Außerdem kann ich keinen Minister treffen, da sie alle in Quarantäne sind wegen ihres Kontaktes mit dem kranken König. Ich habe immer von ihrer Gewissenhaftigkeit und ihrem guten Ruf gehört, den Sie sich durch Ihre profunden Kenntnisse der Staatsgeschäfte mit Recht erworben haben. Dies veranlaßt mich, Sie darum zu bitten, mir mit Ihrem Rat und Ihren Kenntnissen beizustehen...»

Als dieser gerührt und erfreut nach einigem Zögern akzeptierte, war für die sieben Jahre bis zu seinem Tod 1781 eine wichtige Weichenstellung vorgenommen. Graf Maurepas, Enkel und Sohn von Staatssekretären war als Staatssekretär Ludwigs XV. 1749 auf Veranlassung der Marquise de Pompadour entlassen worden, scharte jedoch in seinem Schloß Pontchartrain einen Kreis bedeutender Physiokraten, Parlamentsmitglieder und aufgeklärter Geister um sich, wie Turgot, Malesherbes, Véri, und galt etwas als graue Eminenz im Hintergrund.

Maurepas, erfahren, mit sicherem Urteil und scharfem Verstand, bereit, rechtschaffen, hatte «keinen eisernen Willen», wie sein enger Vertrauter Abbé de Véri urteilte. «Seine Gedanken sind im allgemeinen richtig, wenn sie nicht bekämpft werden. Sie sind nicht solider als sein Wille.» War dieser erfahrene Höfling und Politiker, ein wendiger, einschmeichelnder, leichtfertiger, weicher, charakter- und willensschwacher Mann der Richtige, um den unerfahrenen jungen König zu lenken, die Politik zu leiten und den Monarchen allmählich in seine schwierige Aufgabe hineinzuwachsen zu lassen, wie dies bei Ludwig XV. einst der weise und zielstrebige Fleury zu tun verstand? Wohl kaum. Da hätte Ludwig XVI. ein anderer Mensch und Charakter sein müssen. Seine Eigenschaften werden uns im folgenden näher interessieren.

Im Gegensatz zu seinem schönen, gutgebauten, für Frauen verführerisch wirkenden Großvater war Ludwig XVI. wenig anziehend, eher eine unglückliche Figur. Da er sehr gerne und gut aß, wurde er bald dick und rundlich. Auch als König blieb er ungeschickt, schwerfällig und linkisch im Gegensatz zu seinem majestätisch wirkenden Großvater und dem würdig und feierlich dauernd im selbstgeschaffenen Zeremoniell lebenden Ludwig XIV. Die Marquise de la Tour du Pin schilderte recht plastisch den für dieses von der Etikette geprägte Leben so wenig geeigneten Ludwig XVI.: «Nichts Hoheitsvolles, nichts Königliches im Auftreten, immer gehemmt durch seinen Degen, wußte er nicht recht, was er mit seinem Hut tun sollte.» Wenn man die erhaltenen Gemälde und Portraits betrachtet, so fallen die lange gebogene Nase in einem nicht unbedingt harmonischen Gesicht, aber auch die schönen, freundlichen blauen Augen auf, die Güte, inneren Halt und inneren Frieden ausstrahlten.

Dieser wenig höfisch und galant wirkende Mann fühlte sich am Hof mit all seinem unmenschlichen Zeremoniell, das seit dem Sonnenkönig in Versailles gepflegt wurde, ähnlich wie Ludwig XV. recht unwohl. Wie dieser liebte er es, zum Ausgleich zur Jagd auszureiten und sich dort körperlich auszutoben. Zog jener sich dann gerne zu seinen Mätressen zurück, die ihm eine Privatsphäre boten, so suchte der tugendhafte, bürgerlich-einfach anmutende Ludwig XVI. Entspannung bei handwerklicher Tätigkeit. Er beschäftigte sich besonders gerne in seiner Dachbodenwerkstatt mit Schlosser- und Uhrmacherarbeiten, schätzte jedoch auch andere körperliche Aktivitäten. Der sehr kritische Beobachter Abbé de Véri schrieb z. B. 1775: «Er beschäftigt sich oft damit, zu kehren, zu nageln und Nägel herauszuziehen.»

Außer diesen für die damalige Zeit unhöfischen und wenig königlichen Tätigkeiten, die von den Aristokraten nur mit Naserümpfen und Unverständnis betrachtet wurden, fanden auch der oft barsche und mürrische Ton und seine etwas ungehobelten Umgangsformen die Kritik der adeligen Gesellschaft. Véri kommentierte dies streng: «... lin-

kisch und barsch im Ton und in den Manieren, fehlt es ihm an Würde und gibt er sich Arbeiten hin, die niedrig und mit dem Beruf eines Königs unvereinbar sind». Der von der natürlichen Gleichheit der Menschen überzeugte Monarch ließ es sich gefallen, daß ihn seine Brüder und andere wie ihresgleichen behandelten. Er ging oft im Schloß ohne Gefolge, erschien im Theater allein, ohne sich, wie es sich gehörte, vorher feierlich ankündigen zu lassen. All dies wurde vom Hof als ungehörig verurteilt. Aufsehen erregte auch, daß er sich ohne Leibwache allein unter's Volk begab und sich gerne mit Bauern und Handwerkern unterhielt. Der bei der Bevölkerung und den einfachen Leuten sehr beliebte Monarch hatte somit schon viele Eigenschaften der späteren Bürgerkönige.

Wenn auch der Kronprinz oft wegen seines Lungenleidens als schwächlich geschildert wird, so hatte Ludwig XVI. als König wohl wegen seiner vielen Jagdausritte doch eine gesunde und gute Konstitution, wie aus seinem Journal hervorgeht. Demnach war er selten krank. Es handelte sich dann meist um kleinere Erkältungen. Als wichtigste negative Charaktereigenschaften des jungen Königs werden von Zeitzeugen seine mangelnde Energie und Willensstärke, seine Schwüchternheit, Schwäche und vor allem sein Zögern und der Mangel an Entscheidungsfreudigkeit hervorgehoben: So lassen sich die verschiedensten Zeugnisse dafür zitieren: «Das Wesentliche seines Charakters war die Schwäche» (Saint-Priest); «er sah richtig, hatte einen offenen Geist, aber er fürchtete sich davor, zu entscheiden» (Croy); «der König ist immer schwach und mißtrauisch» (Fersen). Auch Véri sprach «vom unentschlossenen Charakter» und vom «wenig starken Willen» des Königs.

Als weiterer Charakterzug Ludwig XVI. wird häufig seine mittelmäßige Intelligenz genannt. Dabei sollte man sich jedoch vor Übertreibungen hüten, denn die oft sehr kritischen Memoirenschreiber, wie z. B. Véri, bezeichneten auch die meisten Minister oder etwa Papst Pius VI. als nur mittelmäßig intelligent. Hier dürfte bei dem Urteil dieser aufklärerischen Freigeister, wie Faÿ mit Recht hervorhebt, eine Rolle gespielt haben, daß Ludwig XVI. als überzeugter, gläubiger Christ anders dachte als sie.

Diesen negativen Eigenschaften standen jedoch auch viele positive gegenüber: die Aufrichtigkeit des Königs, sein guter Wille, sein Fleiß und sein Pflichtbewußtsein, seine Gutmütigkeit, Seelengröße, Tugendhaftigkeit und ehrliche Frömmigkeit, seine umfassende Bildung, seine klare Urteilsfähigkeit. Letztlich war er ein grundständiger Mensch mit bestem Willen. Aber angesichts der enormen Aufgaben eines «absoluten» Königs, der als Entscheidungszentrum des ganzen Systems, als Verkörperung der obersten Judikative, Exekutive und Legislative vor allem rasche und klare Beschlüsse hätte fassen müssen, war er wenigstens teilweise überfordert.

Der Tagesablauf dieses rechtschaffenen, genügsamen, fleißigen und friedliebenden Monarchen war geprägt von viel Gebet und viel Arbeit. In der Frühe stand er zwischen 6 und 7 Uhr auf, trank ein wenig Zitronensaft, aß ein trockenes Brot und machte einen kurzen Spaziergang. Um 8 Uhr erfolgte hierauf das öffentliche Aufstehen. Dann begab er sich in den Kabinetssaal, um Audienzen zu halten und anschließend mit den Ministern zu arbeiten. Um 1 Uhr folgte eine (nur viertelstündige) stille Messe und dann ging es zum recht einfachen Mittagessen. Zu trinken gab es Wasser. Oft hatte der König nicht einmal die Zeit, sich dabei zu setzen. Nach einem kurzen Besuch bei seiner Familie nahm er die Arbeit wieder auf und hielt jeden Abend von 19 bis 21 Uhr eine Staatsratssitzung ab, gab hierauf den diensthabenden Offizieren seine Befehle und aß dann im Familienkreis zu Abend. Um 23 Uhr ging er meist schlafen. Seine Nachtruhe dauerte somit oft weniger als sechs Stunden. Zweimal in der Woche, an Jagd- bzw. Galatagen, wurde der Stundenplan des Königs geändert, dessen Leben sich in «Arbeit und Zurückgezogenheit» abspielte. Trotzdem zeigte er sich geduldig, als «ein heiteres Gemüt» (Faÿ), versuchte unentwegt die Streitigkeiten seiner Familie, der Höfinge und Minister zu schlichten und mußte laufend Spiel- und andere Schulden seiner Gattin und seiner Brüder begleichen.

Wahrscheinlich hätte er wenigstens am Anfang einen überragenden, willensstarken Premierminister gebraucht, der vertrauensvoll und eng mit ihm zusammengearbeitet und letztlich die meisten Entscheidungen für ihn getroffen oder sie ihm nahe gelegt hätte, wie dies Kardinal Fleury unter Ludwig XV. oder Kardinal Richelieu unter Ludwig XIII. getan hatten. Aber der von Ludwig XVI. als «Mentor» ausgesuchte Maurepas war willensschwach und wenig entscheidungsfreudig. So konnte und wollte dieser auch nicht die Rolle eines Richelieu oder Fleury spielen. Deshalb blieb der Entscheidungsmittelpunkt, auf dessen Aktivitäten das ganze System beruhte, wenigstens teilweise relativ schwach, was für die Politik vor allem im Inneren negative Folgen hatte.

Nach dem Tod von Maurepas Ende 1781 nahm Ludwig XVI. allerdings, wie Croy berichtete, zur Verblüffung aller das Ruder fest in die Hand und versuchte, seinen Ressortministern gegenüber die Rolle des Entscheidungszentrums und Koordinators zu übernehmen. Croy, der wiederholt die Schwäche und Unentschiedenheit des Königs betont hatte, schrieb im Januar 1782: «... ohne daß er jemandem zuneigte, regierte er wirklich selbst in den Grundfragen, denn jedes Departement hatte viele Kompetenzen in seinem Bereich, aber nicht mehr und sogar mit Einschränkung; denn bei jeder wichtigeren Angelegenheit, nahm der König den Auszug der Sache in seiner Tasche mit, und schickte, wenn er wollte, einige Tage später die zu erledigende Entscheidung dem Minister. Bei den Gnadenurweisen am Hof schien die Königin immer großen Einfluß zu haben, als ihre Angelegenheit, aber nicht mehr.»

Dieses Bild, das Croÿ von der Regierungsweise des inzwischen 28jährigen Königs zeichnete, zeigt zumindest, daß dieser sich nach einer Lehr- und Einarbeitungszeit redlich bemühte, den Anforderungen und Aufgaben gerecht zu werden, die er als «absoluter» Monarch zu erfüllen hatte. In diesem Sinne betont auch Chiappe in seiner vor kurzem erschienenen dreibändigen Biographie die Autorität und Kompetenz, mit der Ludwig XVI. nach Anfangsschwierigkeiten regierte. Er sieht die Bilanz dieser Regierungszeit durchaus positiv bis 1787, als angesichts der unüberwindlich scheinenden Probleme die Kraft und Begeisterung des Monarchen zu erlahmen begannen. Ludwig fehlten jedoch die Eigenschaften, vor allem auch die Härte und Durchsetzungskraft, eines Ludwig XIV.

Wichtige Charakterzüge Ludwigs XVI. waren auch seine Seelenruhe, Furchtlosigkeit und sein großer Mut, die er bei den verschiedensten Gelegenheiten, so beim «Mehlkrieg» und den damit zusammenhängenden Unruhen in Versailles 1775 oder während der Revolution auch unter Todesdrohung an den Tag legte. Aber, so betonte Vèri, «der Mut Ludwigs XVI. ist der Mut der Märtyrer, und nicht der der Könige.»

Alle Zeitzeugen betonten die tiefe Religiosität und ehrliche Frömmigkeit des Königs, die ihm auch in den Zeiten der Not während seiner Gefangenschaft und bei seiner Hinrichtung inneren Halt und Seelenruhe gaben. Wie seine Vorgänger besuchte er in einer Zeit, als der Hofadel und die Oberschichten, beeinflusst von den Ideen der Aufklärungsphilosophen zunehmend entchristlicht und ungläubig wurden, täglich die Messe. Außerdem beichtete und kommunizierte er regelmäßig. Wie kaum bei einem Monarchen seines Jahrhunderts war bei ihm das ganze Leben und Handeln von christlichen Grundsätzen durchdrungen. Ohne es an die große Glocke zu hängen, gab er aus Nächstenliebe meist einen großen Teil der ihm persönlich zustehenden Mittel für Almosen aus. Laut Necker verwendete er z. B. 1788 etwa 1 170 000 Livres (das sind etwa 70 %) der ihm als «Cassette du Roi» persönlich zustehenden 1 652 000 l. t., um zahlreiche arme Familien zu unterstützen. Der tugendhafte, persönlich sehr genügsame Monarch konnte diese Mittel, die seine Vorgänger für ihren Luxus und ihre Mätressen benötigten, also für soziale Zwecke abzugeben. Ludwig XVI., nach den Worten seines den Philosophen nahestehenden Ministers Malesherbes «fromm und gläubig, wie man es nur sein kann», sorgte sich ehrlich und menschlich um das Wohl seiner Kirche, setzte die höhere Bezahlung für die oft in Armut lebenden einfachen Pfarrer und Vikare durch, ließ 1777 die Jesuiten als Einzelpersonen wieder ins Land kommen, nahm die von Joseph II. vertriebenen Ordensleute auf, war aber andererseits intolerant gegenüber den Einflüssen gegenüber wenig zugänglich und schätzte auch damals häufig vertretenen Bischöfe und Abbés wenig, die in Anpassung an den aufklärerischen Zeitgeist praktisch Atheisten waren. Er stellte

seine Frömmigkeit nicht zur Schau. Trotz seiner religiösen Überzeugung und seines Lebens als treuer, praktizierender Sohn seiner Kirche zeigte er doch relativ viel Toleranz gegenüber anderen, wie wir sehen werden. Allerdings kämpfte er auch in der Revolutionszeit für Toleranz und die Gewissensfreiheit seiner eigenen Glaubensgenossen.

Ludwigs XVI. wichtigstes Ziel war, für das Glück seiner Untertanen zu arbeiten. Letztlich unterschied er sich in dieser Gesinnung von einem großen Teil der damaligen, recht egoistisch nur auf ihren eigenen Vorteil und den Erhalt ihrer Privilegien bedachten Oberschichten. Da er sich als der christlich-nächstenliebende Vater seiner Untertanen betrachtete, verantwortlich für deren Glück, paßte er sich in vielen Bereichen nicht dem Zeitgeist an und erkannte die Tendenzen der Zeit wohl nicht richtig. Der Theorie nach verkörperte er als «absoluter» Monarch eines sakralen Königtums nach wie vor die oberste exekutive, legislative und judikative Gewalt, in der Praxis war seine Macht allerdings recht eingeschränkt, seine Regierung relativ liberal und tolerant.

Als Ludwig 1774 König wurde, lag es an ihm, als «absoluter König eine Regierung seines Vertrauens» zu ernennen und auch die Weichen für die Außenpolitik zu stellen.

Außenpolitik, Kriegs-, Militär- und Marinepolitik

Für das auswärtige Ressort nahmen Ludwig XVI. und sein «Mentor» Maurepas zwei Fachleute in die engere Wahl: Baron de Breteuil (1730–1807), den französischen Botschafter in Neapel, und den Comte de Vergennes (1717–1787), den Botschafter in Schweden. Maurepas und sein König wollten zunächst dem brillanteren Breteuil den Vorzug geben. Offensichtlich gab dann aber ein Hinweis des Abbé de Vèri auf den «ehrgeizigen und intriganten Charakter» des Barons den Ausschlag für den weniger glänzenden, aber sehr tüchtigen, fleißigen und redlichen Vergennes in der Erwartung, er werde sich kollegial in die Regierungsmannschaft einfügen. Dieser «erfahrene Diplomat, Philosoph im Sinne der Zeit, vorsichtige und doch energische Politiker» (Weis), dem man laut Vèri nur mittelmäßige intellektuelle Fähigkeiten zuschrieb, war eine gute Wahl. Der tüchtige Minister organisierte nämlich ausgezeichnet sein Ministerium, dessen Geschäftsgang und die Tätigkeit der Diplomaten und betrieb in guter Zusammenarbeit mit seinem König eine exzellente Außenpolitik.

Obwohl Ludwig XVI. die Bedeutung der Außenpolitik anfangs nicht sehr hoch einschätzte, arbeitete er sich gut in diese Materie ein und war auf diesem Gebiet erfolgreicher als Ludwig XV. Der von Natur aus friedliebende, nicht auf den Ruhm eines Eroberers und auch nicht auf Landgewinn erpichte Monarch ging als junger König 1774 an diese Materie mit der Grundeinstellung heran: «Da ich mich nicht in die Angelegen-

heiten anderer einmischen will, rechne ich auch nicht damit, daß sie mich bei mir beunruhigen.»

Dementsprechend betrieben er und sein Außenminister eine Politik des Ausgleichs und des Friedens, ähnlich wie einst Kardinal Fleury unter Ludwig XV. Wichtig war es dabei, Frankreich militärisch stark zu machen und auch die Marine genügend auszubauen, um den großen Konkurrenten England davon abzuhalten, sich an den verbliebenen französischen Kolonien zu vergreifen. Frankreich vermochte das Gleichgewicht in Europa durch die Bündnisse mit Spanien und Österreich aufrechtzuerhalten. Dabei wollte Ludwig auch der Verwirklichung der Interessen der Menschheit und des Völkerrechts dienen. Deshalb weigerte er sich, den österreichischen Alliierten bei dessen offensiven Bestrebungen im Donaufürstentum Moldau, in Italien, aber auch gegen Preußen zu unterstützen. Gegen die Pläne seines Schwagers Joseph II., Bayern gegen die Niederlande einzutauschen, wandte sich der König ebenfalls, da in einem solchen Fall das mühsam gehaltene Gleichgewicht gestört worden wäre und ein ernsthafter Konflikt droht hätte. Joseph II. war eigens incognito nach Versailles gekommen, um die französische Unterstützung für seine ehrgeizigen Pläne zu erbitten. Wenn der aufgeklärte Kaiser auch bei den »Philosophen« und bei der Bevölkerung sehr gut ankam und der König und die Königin ihm wegen seiner intimen Ratschläge für den Vollzug der Ehe dankbar waren, so überschätzte Joseph doch, wie Lever betont, »die Gefügigkeit des Königs und den Eifer der Königin.« Allerdings versuchte Marie Antoinette mehrmals, angestachelt und bedrängt von ihrer Mutter Maria Theresia, ihrem Bruder Joseph II. und dem kaiserlichen Botschafter in Versailles, ihren königlichen Gemahl umzustimmen und für eine Intervention zugunsten Österreichs zu bearbeiten. Aber alles war vergebens, der König blieb unbeugsam und bemerkte Marie Antoinette gegenüber nur kurz und bündig: »Die Bestrebungen Ihrer Verwandten werden noch alles auf den Kopf stellen; mit Polen haben sie begonnen, jetzt ist Bayern an der Reihe ... Sie machen mich sehr böse.« Ludwig XVI. und sein tüchtiger Außenminister ließen sich also nicht von ihrer zurückhaltenden, vorsichtigen Ausgleichspolitik in Europa abhalten. Angesichts der ersten polnischen Teilung vom 8. 8. 1772 sprach Vergennes von der »räuberischen Politik der Großmächte« und weigerte sich auch, Österreich und Rußland gegen das Osmanische Reich Hilfe zu leisten, als Joseph II. 1781 und der Großfürst und spätere Zar Paul 1782 in Versailles einen Besuch machten. Ludwig XVI. wurde damals zu einer Art »Schiedsrichter Europas«, pflegte zur Erhaltung des französischen Einflusses in Mitteleuropa gute Beziehungen mit Reichsterritorien wie Kurpfalz, Pfalz-Zweibrücken, Kursachsen, aber auch mit Savoyen, Schweden und zu den Eidgenossen. Hierfür ließ er hohe Subsidien überweisen.

Obwohl Ludwig mit Österreich verbündet war, suchte er auch ein gutes Einvernehmen mit Preußen. Das zeigte sich, wie gesagt, besonders während des Bayerischen Erbfolgekrieges, als Frankreich den expansiven Joseph II. nicht nur nicht unterstützte, sondern sogar öffentlich sein Mißfallen über das kaiserliche Vorgehen ausdrückte. Frankreich war es dann auch, das den Frieden von Teschen vom 13. 5. 1779 vermittelte. Dadurch blieb Bayern, reduziert um das Innviertel, als unabhängiger Staat im Rahmen des Reiches erhalten. Auch im Osten konnte Frankreich zwischen Rußland und dem Osmanischen Reich Frieden stiften.

Diese ausgleichende Friedenspolitik in Europa war für Ludwig XVI. wichtig, da er dadurch den Rücken frei hatte, um in Nordamerika zu intervenieren. Dort war es nach dem Sieg der Engländer über die Franzosen ab 1763 zu laufenden Konflikten der weißen Kolonialbevölkerung mit der englischen Kolonialmacht gekommen (Widerstand, Boykott britischer Waren, Volksaufstände, Bostoner »Tea Party« etc.), die zum Nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieg (1775–1783) führten. Als die 13 Kolonien 1776 Boston einnahmen und ihre Unabhängigkeit erklärten, setzten die Briten zahlreiche Truppen gegen sie ein. Für die neu entstandenen, aber militärisch unterlegenen Vereinigten Staaten war es nun von entscheidender Bedeutung, in Europa Verbündete zu gewinnen. Hierfür bot sich vor allem Frankreich an, wo man den rebellischen Siedlern besonders in den von der Aufklärung durchdrungenen Oberschichten wegen ihrer feierlichen Bekenntnisse zu Gleichheit, Volkssouveränität und Menschenrechte große Sympathien entgegenbrachte und wo die schmählige Niederlage gegen England in Nordamerika und der Verlust Kanadas noch nicht vergessen waren. Vergennes und mit ihm Ludwig XVI. sahen hier eine Möglichkeit, sich an Großbritannien zu rächen und den weltpolitischen Erzrivalen durch Unterstützung der Amerikaner wesentlich zu schwächen. Zunächst hielt man sich jedoch nach außen hin zurück, schickte aber über eine vom berühmten Schriftsteller Beaumarchais unter dem Decknamen Roderigo Hortalez geleitete Firma Geld (laut Bély eine Millionen Livres) und Waffen. Als am 6. 12. 1776 der Erfinder des Blitzableiters und Politiker Benjamin Franklin als Bevollmächtigter der USA nach Versailles kam, wurde er von der französischen Gesellschaft begeistert und von Vergennes wohlwollend empfangen. Noch schreckten Ludwig XVI., Maurepas und vor allem auch der Kriegsminister Montbary vor einem offenen Eintritt in den Krieg gegen England wegen der katastrophalen finanziellen Folgen für Frankreich zurück. Der König haßte den Krieg und zögerte deshalb, obwohl ihm sein Außenminister die große Gefahr für das bourbonische Königreich und seine noch verbliebenen Kolonien drastisch vor Augen führte, falls die Amerikaner von den Engländern geschlagen würden. Außer dem König schwankte auch sein »Mentor« Maurepas, der den Krieg für

eine Seuche hielt. Ludwig, der zumindest die Unterstützung Spaniens erreichen wollte, bevor er sich zum Krieg entschied, wurde schließlich nach längerem Drängen von Vergennes dazu gebracht, am 6. 12. 1777, wenn auch noch gleichsam geheim, die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten anzuerkennen. Während junge französische Adelige wie La Fayette, Noailles und Ségur als Freiwillige auf Seiten der Amerikaner kämpften, wurde über einen Handels- und Freundschaftsvertrag beraten. Am 6. 2. 1778 schloß der König dann mit den Vereinigten Staaten, die dadurch auch offiziell anerkannt wurden, einen Handelsvertrag und eine Verteidigungsallianz. Letztlich verlangte Frankreich keine Gegenleistung und verzichtete auch auf die Rückerwerbung der 1763 verlorengegangenen Kolonien in Kanada.

Obwohl Maurepas wankend wurde, blieb Ludwig XVI. bei seiner einmal getroffenen Entscheidung und ließ sich «auf das amerikanische Abenteuer ein». Wenn dieser Krieg auch in der öffentlichen Meinung in Frankreich begeistert gebilligt, unterstützt und gefeiert wurde, so bedeutete er für den Monarchen doch ein gewaltiges Risiko. War es klug, wenn ein «absoluter» König rebellische Republikaner gegen ihren angestammten Monarchen unterstützte? Mußte dies nicht entsprechenden Bewegungen im eigenen Lande Vorschub leisten? Außerdem kam der Krieg sehr teuer; denn er war verlustreich für die Marine und es erwies sich als nötig, größere Truppenkontingente nach Amerika zu entsenden, so 1780 ca. 6000 Mann unter dem Oberbefehl des Generals Rochambeau und 1781 nochmals 4500 Mann. Nach dem Sieg des amerikanischen Oberbefehlshabers George Washington bei Yorktown, der wesentlich durch die Franzosen mit herbeigeführt wurde, kapitulierten die Engländer. Nach langen Friedensgesprächen schloß man 1783 den Pariser Frieden. Obwohl man in Frankreich die Niederlage der Engländer und die neue Republik mit ihren garantierten Grundrechten begeistert gefeiert hatte, sahen doch in Frankreich weite Kreise, wie Weis hervorhebt, die Ergebnisse des Krieges als ungenügend an. Ludwig hatte zwar den einzigen französischen Sieg gegen England im 18. Jahrhundert errungen, er hatte die britische Vormacht in Europa und Amerika brechen und sich die Sympathie und Freundschaft der USA auch auf weitere Sicht erwerben können, aber die Kriegskosten von mindestens einer Milliarde Livres trugen, wie wir noch sehen werden, wesentlich zum Untergang der «absoluten» Monarchie bei.

Innenpolitik und innere Entwicklung

In den letzten Regierungsjahren Ludwigs XV. waren endlich vom sogenannten Triumvirat die dringend nötigen Reformen eingeleitet, die alten obersten Gerichte, d. h. die Parlamente, entmachtet und damit deren Obstruktionspolitik beendet, ein gerechteres Steuersystem angestrebt

und eine sparsame Fiskalpolitik begonnen worden. Aber die Privilegierten, deren Vorrechte dadurch eingeschränkt wurden oder in Gefahr gerieten, entfachten durch Pamphlete u. a. eine wahre Hetzkampagne der öffentlichen Meinung gegen die entscheidenden Reformminister und den König, der nun vor seinem Tode vollends zum Mal-Aimé, zum Wenig-Geliebten wurde, nachdem er früher als der Viel-Geliebte gefeiert worden war.

Als der verhaßte König starb, richteten sich die Hoffnungen aller auf den gutmütigen, tugendhaften, aber unerfahrenen und noch nicht zojährigen Ludwig XVI. Die öffentliche Meinung erwartete eine neue Politik, die Auflösung der unbeliebten, mit maßloser Hetze bedachten Regierung. Außerdem hoffte der 1770 entlassene Choiseul auf seine Stunde, ebenso ersehnten die in die Provinz verbannten, immer noch einflußreichen Parlamentsräte, die so viel Aufruhr geschürt hatten, ihre Rückkehr. In dieser Situation galt es für den jungen, noch entscheidungsschwachen König, eine Regierung seines Vertrauens zu ernennen und eine neue Innen- und Finanzpolitik einzuleiten. Die wichtigste Weichenstellung war die Wahl der Minister. Hierbei kam zunächst dem von ihm auf die Intervention seiner Patentante hin ausgesuchten «Mentor» und Staatsminister Maurepas eine zentrale Rolle zu. Dieser, trotz seiner 73 Jahre für den Zeitgeist aufgeschlossene Adelige erwies sich aber als wenig geeignet und auch nicht gewillt, für seinen König und in enger Zusammenarbeit mit ihm die Regierungsgeschäfte straff zu leiten und zu koordinieren. Er war dafür zu willens- und entscheidungsschwach, zu bequem und zu intrigant. Somit füllte er die für das System angesichts der Unerfahrenheit und Entscheidungsschwäche des Königs nötige Premierministerfunktion auch nicht inoffiziell aus, beeinflusste aber den Monarchen hinter den Kulissen sehr stark, wachte eifersüchtig darauf, dessen Vertrauen zu behalten und starke Persönlichkeiten in der Regierung, wie Turgot oder später Necker, nicht zu mächtig werden zu lassen, ja sie nach einiger Zeit aus ihren Ämtern zu verdrängen.

Trotz des Drucks der öffentlichen Meinung ließ sich Ludwig bei der Auswahl seiner Minister Zeit. Hierbei kam dem im Hintergrund agierenden Maurepas eine entscheidende Rolle zu, wenn auch der Monarch durchaus nicht immer mit dessen Vorschlägen einverstanden war und sie auch nicht alle akzeptierte. Relativ einfach ging die Entlassung des in der Öffentlichkeit weniger geschätzten Aiguillon vor sich, der von 1771–74 «Außen- bzw. Kriegsminister» war und jetzt mit allen Ehren verabschiedet wurde. Das Außenministerium übernahm, wie gesagt, Vergennes und das Kriegsministerium Graf von Mury, ein Jesuitenanhänger und Jugendfreund des Dauphin Ludwig Ferdinand. Das Marineresort erhielt auf Vorschlag Maurepas' dessen Freund Turgot, der berühmteste Wirtschaftstheoretiker seiner Zeit. Einige Schwierigkeiten hatte der «Mentor», beim schwankenden König die Entlassung der bei-

den sehr fähigen, aber verhassten Reformpolitiker Maupeou (Kanzler) und Terray (Finanzen) durchzudrücken. Besonders die Ablösung Maupeous war ein Politikum, da dieser die radikale Justizreform mit der Ausschaltung der ehemaligen, alle Veränderungen blockierenden Parlamente durchgesetzt hatte und Ludwig an sich, beeinflusst von seinem Großvater und der Partei der Frommen, diesen alten jansenistisch eingestellten Parlamenten wenig positiv gegenüberstand.

Maurepas, der zusammen mit Turgot die Rückkehr der ehemaligen Parlamente vorbereitete und betrieb, mußte den jungen König stark und nachhaltig wochenlang immer wieder bedrängen, bis sie diesen dazu brachten, Maupeou und Terray zu entlassen und Miromesnil das Justiz-Turgot jetzt das Finanz- und Sartine dafür das Marineresort zu übertragen. Damit war eine Regierung aus Männern recht heterogener Überzeugungen geschaffen, die vor allem aus Maurepas, einem «etwas reformerisch[en] ... Freund des leichten Weges», dem Choiseulisten Miromesnil, der den alten Parlamenten nahestand, den Anhängern des Absolutismus Du Muy, La Vrillière (Hofstaat, Inneres) und Vergennes, sowie dem «Philosophen» Turgot bestand. Dieses ungleichgewichtige «Kabinett» war, wie Lever betont, «von Anfang an zum Scheitern verurteilt»; denn der König war «zu jung, zu unerfahren und zu unentschieden, um eine solche Mannschaft in Schach zu halten; Maurepas hat[te] dazu nicht den geeigneten festen Willen ...»

In Paris, wo man Strohputzen, welche die verhassten Finanz- und Justiz-«minister» Terray und Maupeou darstellten, verbrannte oder erhängte, und ganz allgemein in der öffentlichen Meinung wurden der König und seine neue Regierung begeistert gefeiert. Marktfrauen überhäufte den Zwanzigjährigen mit Blumen und die «aufgeklärte Meinung» bezeichnete ihn als «bahnbrechenden König». Métra sprach von «universeller Zustimmung» und Voltaire von «heiliger Freude».

Getragen von dieser Popularität und dem allgemeinen Beifall der Öffentlichkeit und im Bewußtsein, daß sein Großvater und dessen Minister wegen der Abschaffung der alten Parlamente und der Steuerreformen so verhaßt und der generellen Hetze und den Haftiraden ausgesetzt gewesen waren, ließ Ludwig sich auch in der Parlamentsfrage zu einem Umdenken bewegen.

Nicht nur die öffentliche Meinung, sondern auch die Minister Maurepas, Turgot, Miromesnil und der nach dem Tod von La Vrillière zum Innen- und Hofstaatsminister ernannte Malesherbes de Lamoignon traten für die Wiederherstellung der ehemaligen höchsten Gerichtshöfe ein. Auch Sartine schloß sich diesen allgemeinen Forderungen an, die sogar von Marie Antoinette und dem jüngsten Bruder des Königs, Artois, befürwortet wurden. Außerdem gab es von Gerichtsschreibern angeführte Tumulte in Paris, die für die Rückkehr demonstrierten. Da der junge König, wie Chiappe betont, «seine persönliche Popularität als den

sichersten Garanten für ein gutes Funktionieren des Königtums» ansah, diese Popularität aber mit dem Schicksal der Parlamente verknüpft zu sein schien, begann er umzudenken.

So wurde der König schließlich nach langer Bearbeitung von allen Seiten dazu gebracht, die alten Parlamente zurückzurufen. In einem feierlichen «Lit de justice» erklärte er am 12. 11. 1774 den geladenen ehemaligen Parlamentsräten: «Ich berufe Sie heute wieder in Ihre Ämter ... Seien Sie ausschließlich darum besorgt, Ihre Aufgaben zu erfüllen und meinen Bemühungen um das Wohl meiner Untertanen zu genügen.» Der Monarch wurde hierauf im Justizpalast und auf den Straßen mit «endlosem Beifall» begleitet und Marie Antoinette konnte ihrer Mutter berichten, daß «die große Angelegenheit der Parlamentsgerichtshöfe endlich beendet» sei.

Es ist nur zu verständlich, daß sich der friedliebende Monarch, der die von all der Hetze vergiftete Atmosphäre der frühen 70er Jahre bereinigen wollte, der öffentlichen Meinung und dem Drängen der Mehrzahl seiner Minister, einschließlich des großen Turgot, fügte. Trotzdem sind sich die meisten Historiker einig, daß diese Rückberufung der alten Parlamente der entscheidende Fehler des Monarchen, die zentrale Weichenstellung für das Ende des Ancien Régime war; denn diese Restauration «der negativen Macht der Privilegierten» machte das Régime unfähig zu jeglicher Reform, da die Parlamente, die aus Räten bestanden, welche die Privilegien verteidigten, «jeden ernsthaften Versuch einer Reform der politisch-sozialen Strukturen, jede Anstrengung, den monarchischen Staat den neuen wirtschaftlichen und finanziellen Notwendigkeiten anzupassen, verhinderten» (Méthivier). Anstatt dem König dankbar zu sein, verfaßten die Parlamentsräte schon kurz nach ihrer Wiedereinsetzung auf Anregung des Herzogs von Orléans und des Prinzen von Conti Remonstranzen, die ein «gegen die königliche Macht gerichtetes Manifest» darstellten. Das bedeutete, daß der von Ludwig XV. 1770 schließlich ausgestandene Kampf der Monarchie um Leben und Tod gegen die Herrschaft der privilegierten Richterkaste von neuem begann.

Innenpolitisch erhoffte sich der fromme und kirchentreue König eine Reform des Staates und der Monarchie im Sinne einer religiösen Erneuerung, die von einem Teil der Geistlichkeit gefordert wurde. Für sie war nämlich das 18. Jahrhundert – nicht ohne Grund – eine Epoche der «Sittenlosigkeit, der Verweichlichung, der Frivolität, der Prinzipienlosigkeit, des Ungehorsams, der Gleichgültigkeit, der Mißachtung des Staates und der Autorität, und zwar dies alles, weil es sich von den Fundamenten der Religion gelöst hatte» (Weber). Ludwig träumte davon, «dieses christliche Frankreich, das Frankreich der kleinen Leute und des Volkes zu retten» (Fay). In diesem Sinne sah man auch die Wiederherstellung der sakralen Seite des Königtums als wichtig und den tugendhaf-

ten Ludwig XVI. als »Erneuerer der Sitten« (Beauvais) im Lande an. Deshalb ließ dieser mit voller Absicht trotz aller Kritik und Zweifel seiner Zeit seine Königsweihe in der traditionellen Form durchführen. Ihm war nur zu gut bekannt, daß die Aufklärungsphilosophen diese als zu teuer und nicht mehr zeitgemäß als »nutzloseste und lächerlichste von allen nutzlosen Ausgaben« (Condorcet), als »absurde Zeremonie« (Méttra) bezeichneten. Sein wichtigster Minister, der aufgeklärte Philosoph Turgot, wollte den »Sacre« am liebsten abschaffen, der nicht nur teuer war, sondern dessen religiöser Gehalt von weiten Teilen der liberalistischen Oberschicht gelehnet wurde.

Während viele adelige Teilnehmer der Königsweihe recht gleichgültig und nachlässig dort ihre vorgeschriebenen Funktionen ausübten, ließ Ludwig XVI. diese »Manifestation des Sakralkönigtums« (Weber) nach übereinstimmenden Berichten der Zeitzeugen mit »großem Ernst über sich ergehen«. Zum Erstaunen der skeptischen, aufgeklärten Oberschichten machte das religiöse Schauspiel auf das anwesende Volk, das kurz vorher im »Mehlkrieg« noch in hellem Aufruhr gestanden hatte, einen überwältigenden Eindruck. Verwundert berichtete z. B. Croÿ: »... nie habe ich eine ähnliche Begeisterung gesehen.« Alle seien in Freudentränen ausgebrochen, als sie den Monarchen, »ausgestattet mit altem Glanz des Königtums, auf dem wirklichen Thron« in der Kathedrale von Reims sitzen sahen. Wenn auch die Herrscherweihe und -krönung von der Oberschicht nur als kostspieliges Schauspiel vergangener Zeiten betrachtet wurde, so konnte es doch zur Stärkung des Ansehens der Monarchie im Volk beitragen, dessen Stimmungslage, wie gerade die Geschichte Ludwig XVI. zeigt, äußerst schwankend und beeinflusbar war. Nicht umsonst führten auch die Revolutionäre später theatralische Revolutionsfeste und einen entsprechenden Kult der Nation ein.

Im Sinne des Programmes der religiösen Erneuerung nahm Ludwig XVI. mit voller Absicht auch den überlieferten Ritus des Berührens der Skrofulosekranken wieder auf, um als »Roi thaumaturge«, als wunderheilender König, zu wirken. Er tat dies im vollen Bewußtsein, daß dieser Ritus in der aufgeklärten Oberschicht als nicht mehr zeitgemäß und als eine Erscheinung einer »Zeit der Unwissenheit, heute nutzlos« (Voltaire) galt. Ludwig XVI. führte diese Handlung, die 1738 außer Gebrauch gekommen war, da Ludwig XV. wegen seiner Mätressenwirtschaft die für nötig erachteten Sakramente nicht mehr empfing, durchdrungen von der Überzeugung seiner religiösen, königlichen Mission durch. Bekleidet mit dem Mantel des Heilig-Geist-Ordens begab er sich zum Park gegenüber der altherwürdigen Abteikirche S. Rémi, wo in der Hitze mehr als 2400 vorher von den Ärzten untersuchte Skrofulosekranke den König erwarteten. Angesichts des Gestanks und des unschönen Anblicks der Hautkranken mußte Ludwig viel Überwindung und innere Kraft aufbringen, um den Ritus durchzuführen. Croÿ, der ihm folgte und ihn voller

Skepsis aus nächster Nähe beobachtete, stellte fest, daß der König jeden Kranken »ganz wirklich zweimal« berührte und jedes Mal die Worte »Gott heile Dich, der König berührt Dich« mit einem Ausdruck »bemerkenswerter Güte« sprach. Er habe gleichsam die empfangene Gnade mit allen Kräften und von ganzem Herzen weitergegeben, während die Kranken ihm mit gläubiger Heilserwartung entgegengetreten seien. Solche Handlungen des Königs, der sich bei den verschiedensten Gelegenheiten unter das einfache Volk begab, haben mit Sicherheit seine Beliebtheit in diesen Schichten gesteigert.

Trotz seiner tiefen Religiosität und überzeugten Haltung als treuer Sohn seiner Kirche, zeigte er relativ viel Toleranz gegen andere. So ernannte er Minister wie Maurepas und Turgot, die den wenig kirchlichen Philosophen nahestanden. Ja er übertrug trotz katholischer Staatsreligion sogar einem ausländischen Protestanten wie Necker die Leitung der Finanzen in einer Zeit, in der es in Ländern mit protestantischer Staatsreligion wie Großbritannien, Schweden oder Dänemark wohl kaum möglich gewesen wäre, einen (ausländischen) Katholiken mit einer so wichtigen Position zu betrauen. Ganz allgemein verbesserte sich unter seiner Regierung die Lage der kleinen protestantischen Minorität in Frankreich; auch wenn gegen die Widerstände des Pariser Parlaments, der Versammlung des Klerus und der Partei der Frommen das Toleranzedikt gegen alle Nichtkatholischen erst 1787 verkündet wurde. Ludwig lehnte konstant alle von katholischen Eifern geforderten repressiven Maßnahmen gegen die Protestanten ab, wie P. und P. Girault de Coursac zeigen.

Trotz der Staatsform der »absoluten« Monarchie, die von den Philosophen und den Parlamenten vielfach als »Despotie« und »Tyrannei« bekämpft wurde, und trotz aller Zensur- und Strafbestimmungen, war die Regierungszeit Ludwigs XVI. in der Praxis recht liberal und relativ tolerant, so daß sich die Philosophen, die gegnerischen Journalisten und sonstigen Feinde des Regimes gut entfalten und öffentlich äußern konnten. Immerhin wurden in den 15 Regierungsjahren des »absoluten« Monarchen, der das Glück seiner Untertanen wünschte, nicht ein einziger politischer Gefangener hingerichtet. Beim Kampf der Monarchie um Leben und Tod wurden die aufsässigen Parlamentsräte lediglich in die Provinz verbannt. Wenn man demgegenüber sieht, daß in nur ein- halb Jahren Republik zwischen 1792 und 1794 trotz der Erklärung der Menschenrechte, der Einführung der Volkssouveränität und der Verkündung der Ideale »Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit«, wie neuere Forschungen betonen, in der damaligen Extremsituation 35 000 bis 40 000 Menschen hingerichtet wurden, so war die Zeit Ludwig XVI. eine liberale Zeit. Ähnliches gilt in der Praxis für die Toleranz; denn in der Revolutionszeit wurde nach der feierlichen Verkündung der Gewissensfreiheit und Toleranz in der Realität das Christentum in besonders

radikaler und brutaler Form unterdrückt und verfolgt. Ideal und Wirklichkeit können manchmal stark auseinanderklaffen.

Das wichtigste Problem, dem sich der König angesichts der katastrophalen Lage zuwenden mußte, war die «Neuorientierung in der Wirtschafts- und Finanzpolitik», die sein Generalkontrolleur Turgot, der «bedeutendste Wirtschafts- und Sozialpolitiker, den Frankreich im 18. Jahrhundert besaß» (Weis), konzipierte. Dem intellektuellen Theoretiker, Verfechter der individuellen Freiheit, Verteidiger des Privateigentums und des politischen und wirtschaftlichen Liberalismus, der als vorbildlicher Intendant in der Provinz viele seiner Gedanken in die Tat hatte umsetzen können, gelang es, den König von seinen Ideen und seiner politischen Marschrichtung zu überzeugen. Angesichts der desolaten Situation der Staatsfinanzen verkündete er dem König: «Kein Bankrott, keine Steuererhöhung, keine Anleihen». Statt dessen trat er für drakonische Sparmaßnahmen und bessere Ausschöpfung der bestehenden Einnahmen ein. Zu diesem Zweck setzte er durch, daß man die Macht der Steuerpächter brechen und die Ausgaben des Hofes erheblich einschränken wollte. Er selbst ging beim allgemeinen Sparen voran und halbierte sein eigenes Gehalt. Dadurch gelang es dem energischen «Finanzminister» schon 1775, einen Überschuß zu erwirtschaften und die drückende Schuldenlast zu reduzieren. Aber er schuf sich durch seine rigorose Sparpolitik viele mächtige Feinde: die Königin, die ein verächtliches Leben mit vielen Festen liebte und immer reichlich Gnadenpensionen an ihre Günstlinge vergeben hatte, die anderen Minister, deren Budgets gekürzt wurden, die Finanziers, deren Gewinn eingeschränkt war, die privilegierten Stände, die um ihre Steuervorrechte fürchteten und die einflussreichen Parlamente, die aufgrund ihrer Interessenlage hartnäckig jede Reform bekämpften. Obwohl der Minister ein «Bündnis zwischen Krone und Volk gegen die Privilegierten» (Weis) anstrebte, gelang es den höchsten Gerichten, angesichts einer durch Mißernten bedingten und durch die Freigabe des Getreidehandels verstärkten Mehpreiserhöhung, das Volk gegen die Minister aufzuwiegen. Während die Massen die Mehllager stürmten und die Bäckerreien plünderten, konnte der König nur mit Mühe vom Balkon des Versailler Schlosses aus durch eine Rede 8000 Demonstranten beruhigen. Véri schrieb dazu: Man müsse zugeben, daß «dieser Fürst bei dem Aufruhr in Versailles einen geistigen Mut und eine Kaltblütigkeit zeigte, die man nicht erwartete...» Während die Philosophen recht erstaunt waren, daß sich das Volk ausgerechnet gegen einen aufgeklärten, menschenfreundlichen Minister erhob, wurde Turgot zum Sündenbock der Massen.

Obwohl er allein stand und nur vom Vertrauen des Königs getragen wurde, blieb Turgot bei der Freiheit des Getreidehandels und seiner Politik. Auf dem Höhepunkt der Krise veröffentlichte der Bankier und «Gesandte der Republik Gené» Jacques Necker eine Schrift, in der er die

Politik Turgots und auch diesen persönlich scharf kritisierte und sich zum «Verteidiger der Unterdrückten» aufschwang. Lever bemerkt dazu: «Necker konnte sich kaum deutlicher als Nachfolger Turgots anbieten.» Obwohl dieses Buch heftige Kontroversen und Polemiken hervorrief, behielt Turgot das Vertrauen und die Unterstützung des Königs und konnte durch energische Schritte die Ordnung wiederherstellen.

Trotz allgemeiner erbitterter Widerstände und vieler Intrigen und Umtriebe seiner zahlreichen Gegner erreichte der Minister bei Ludwig XVI. die Verkündung von sechs Reformedikten, welche die Abschaffung der unbezahlten königlichen Wegefronen und ihre Ersetzung durch eine allgemeine Abgabe, die Aufhebung des Zunftzwanges, die Einführung der Gewerbefreiheit u. a. festlegten. Während diese Reformen von weiten Teilen der Bevölkerung freudig begrüßt wurden, legte sich, wie üblich, das Parlament quer. Die Richter sahen durch die Gewerbefreiheit wichtige Parlamentseinnahmen gefährdet und betrachteten die Reformen als Angriffe auf die Rechte des Adels und die Strukturen der Gesellschaft. Trotzdem gelang es Turgot, den König zu veranlassen, daß er gegen diese Widerstände in einem «Lit de justice» als oberster Gerichtsherr und «absoluter» Monarch am 12. 3. 1776 nach fünfstündiger Sitzung die Einregistrierung der Edikte erzwang. Voltaire schrieb begeistert darüber, Ludwig XVI. sei der erste einer langen Ahnenreihe, der «Partei für sein Volk» ergreife. Aber Ludwig XVI. war nicht der Mann, um auf Dauer dem allgemeinen Druck und Trommelfeuer der Privilegierten standzuhalten, obwohl Turgot den König warnte: «Vergessen Sie niemals, daß es die Schwäche war, welche das Haupt Karls I. unter das Beil des Henkers brachte.» Turgot wollte die religiöse Toleranz festschreiben, den Protestanten die Zivilehe zugestehen, das Unterrichts- und die Krankenhäuser verstaatlichen, den Klerus ohne Privilegien besteuern, den Bauern den Freikauf von grundherrlichen Rechten ermöglichen und Gemeinde-, Kantonal- und Provinzialversammlungen schaffen. All diese Projekte mußten den Sturz des idealistischen Ministers nur beschleunigen. Mit Recht bemerkt Weis dazu: «Diejenigen, welche das Werk des Ministers lobten: Arbeiter, Handwerker und Bauern, der niedere Klerus und die Philosophen, besaßen am Hof keine Stimme. Alles, was Rang und Einfluß besaß, verband sich, um vom König den Sturz des Ministers zu verlangen und ihm einzureden, Turgot verletze das Recht und bedrohe die gesellschaftliche Ordnung.» Schließlich wich Ludwig XVI. vor den Pamphleten und vor allem vor der feindlichen Koalition zurück, die sich, angefangen von der Königin bis hin zu den Parlamenten, gegen den Minister formiert hatte, und entließ diesen am 12. 5. 1776. Auch Maurepas, dem sein ehemaliger Freund Turgot zu mächtig geworden war, hatte emsig im Hintergrund den Sturz dieses Staatsmannes betrieben, der bei der Verfolgung seiner einmal für richtig befundenen Projekte «keine Geschmeidigkeit» kannte

und nicht «verstehen konnte, daß jemand die Dinge anders sah als er», wie Véri bemerkte. Folgt man E. Weis, so hatte Ludwig mit der Entlassung Turgots die letzte echte Chance des Ancien Régime vertan.

Nachfolger wurde der unbedeutende, wenig integere, ja verrufene Choiseul-Anhänger Clugny im Finanzressort. Er hatte nichts besseres zu tun, als «Turgots Werk zu zerstören und die Macht mit den souveränen Gerichtshöfen zu versöhnen.» Letztlich machte er alle dessen Reformen wieder rückgängig, starb schon am 18. 10. 1776 und hinterließ eine desolatre Finanzsituation.

In dieser Lage, als man von der öffentlichen Meinung getragen, wie erwähnt, damit liebäugelte, die nordamerikanischen Rebellen gegen den Erzfeind England zu unterstützen, wurde dann der Protestant Necker, ein nichtadeliger, in Paris reich gewordener privater Bankier, der diplomatische Vertreter der Republik Genf in Frankreich, mit der Leitung der Finanzen betraut. Allerdings ernannte man ihn in dieser Monarchie mit katholischer Staatsreligion als Protestanten nicht zum Staatsminister, und er konnte deshalb auch nicht an den Sitzungen des Conseil d'Etat teilnehmen.

Necker, ein großer Mann mit dickem Bauch und schwammigem Gesicht, war als «vorsichtiger Opportunist» vor allem auf seinen guten Ruf in der öffentlichen Meinung bedacht; er liebte «mehr seinen Ruhm als seine Pflichten» (Chiappe). Der äußerst fleißige, von sich selbst überzeugte, hochmütige Bankier behandelte selbst den König «mit einer Art Herablassung». Da er anfangs geschickt allen gegenüber Zugeständnisse machte, war er bald allgemein populär. Um sich diese Popularität zu erhalten, finanzierte er auch die an sich von der öffentlichen Meinung begeistert gefeierte Teilnahme Frankreichs am Amerikanischen Unabhängigkeitskrieg gegen England nicht durch Steuererhöhungen, sondern durch Aufnahme von hohen Krediten. Begeistert schrieb Mirabeau: «Er hat den Krieg geführt ohne Steuern, das ist ein Gott!» Aber gerade die zusätzliche Kreditaufnahme für diesen Krieg, der Frankreich zwischen 1 und 1,3 Milliarden Livres kostete, stürzte die ohnehin schon stark verschuldete Monarchie nun vollends in den finanziellen Abgrund. Letztlich, so kann man sagen, war gerade diese Verschuldung eine wesentliche Ursache für den Zusammenbruch des Ancien Régime; denn jetzt kamen die neuen gewaltigen Schulden zu den früheren hinzu, die sich damit verdoppelten. So wurden immer höhere Anteile der Staatseinkünfte für die Zinszahlungen von vornherein blockiert. Damit war, wie Morineau betont, das «Gleichgewicht des ordentlichen Budgets ... so gründlich zerstört», daß keine Hoffnung mehr für eine Lösung der Finanzprobleme im Rahmen des Systems bestand.

Deshalb war die Wiederherstellung des Kredits der Monarchie durch Necker letztlich nur ein zwar populärer, aber doch kurzfristiger Notbehelf, da der Genfer es im Gegensatz zu Turgot nicht wagte, gewaltige

Abgabenerhöhungen und die nötigen Steuerreformen unter Abbau der Privilegien durchzuführen. Immerhin versuchte er, durch die Übernahme der Verwaltung der königlichen Domänen und diverser Zölle und Abgaben in staatliche Regie die Einnahmen des Fiskus zu steigern. Außerdem strebte er danach, die verschwenderischen Ausgaben des Hofes zu begrenzen. Zu diesem Zweck veröffentlichte er zum ersten Mal in Frankreich 1781 ein Staatsbudget, das allerdings die wirklichen Gesamtsummen falsch wiedergab. Besonderes Aufsehen erregte jedoch, daß Necker hier die Ausgaben für den Hof und dessen Gnadenpensionen offenlegte. Dadurch steigerte der Finanzdirektor, der auch da und dort Teilreformen (grundherrschaftliche Abgaben, Entlastung der Armen, Verbesserung von Gefängnissen) durchführte, seine Popularität. Aber wieder bildete sich jene mächtige Koalition, die jetzt auf seinen Sturz hinarbeitete. Sie bestand erneut aus der Königin, den Prinzen von Gebliät, den anderen Ministern, besonders im Hintergrund Maurepas, den Parlamenten, den Provinzialständen und den Intendanten. Wie so oft im 18. Jahrhundert erschienen unzählige Schmähschriften, der größte Teil der öffentlichen Meinung stand jedoch diesmal auf der Seite des «Finanzhelden», dessen «Compte rendu» von 1781 «die Stadt- und Hofgespräche» bestimmten. Die Parlamentsgerichtshöfe, deren Rolle Necker, wie er in einer vertraulichen, aber später publik gewordenen Denkschrift an den König darlegte, auf die reine Rechtsprechung beschränken wollte, sprachen nur noch von den «verbrecherischen Ansichten dieses Ausländers». Sie lehnten auch die Registrierung des Erlasses ab, der auf Vorschlag Neckers eine Provinzialversammlung im Bourbonnais festlegte. Es kam zum «regelmäßigen Aufstand», dem allerdings der König und sein Minister «verhältnismäßig gelassen die Stirn boten» (Lever). Die Forderungen Neckers, er möge zum Staatsminister ernannt werden, konnte Maurepas hintertreiben. Jedenfalls hielt der König, vielleicht «aus Erschöpfung oder Angst vor der Koalition der Privilegierten», auf längere Sicht der jetzt einsetzenden «Lawine von Haßtraden» und der Bearbeitung durch Maurepas und die anderen Minister, ferner durch seine Brüder, nicht stand. So wurde Necker am 19. 5. 1781 unter Bedauern des Bürgertums entlassen. Es lag nun an seinem Nachfolger, dem Generalkontrolleur Joly de Fleury, Auswege aus der immer verzweifelteren Situation des Fiskus zu finden. Er führte noch 1781 neue Verbrauchssteuern ein, 1782 einen dritten Zwanzigsten und nahm wieder Schulden auf. Außerdem versuchte er, die Hoffpensionen sowie das Militär- und Marinebudget zu kürzen, was ihm die heftige Gegnerschaft der Höflinge und der betroffenen Minister eintrug. Nach der Demission Fleurys am 30. 3. 1783 versuchte es sein Nachfolger Lefèvre d'Ormesson wieder mit Zusatzkrediten, mußte jedoch bereits im Oktober des gleichen Jahres das Handtuch werfen. Auf die Intervention Marie Antoinettes hin ernannte Ludwig XVI. hierauf den Intendanten

ten von Lille, Calonne, zum neuen Generalkontrolleur der Finanzen. Dieser versuchte, zunächst die Königin und die Privilegierten durch weitgehendes Entgegenkommen für sich zu gewinnen. Der «Finanzminister», dem es gelang, durch Aufnahme neuer Kredite die Staatskasse flüssig zu halten, besorgte ansehnliche Mittel für die Vergabe von Gnadenpensionen durch die Königin, für den Kauf neuer Schlösser und für bedeutende öffentliche Arbeiten (Kanalbau, Häfen, Städtebau). Die ersten drei Jahre seiner Amtszeit waren, gefördert durch Handelsverträge und das Einströmen ausländischen Kapitals, eine Periode des Handelsaufschwungs und des wirtschaftlichen Wohlstandes. Sozial und politisch gesehen handelte es sich gleichzeitig um eine Periode der «aristokratischen Reaktion». Adelige Grund- und Gerichtsherrn verlangten zunehmend wieder die Zahlung nicht mehr gebräuchlicher Abgaben und besetzten mehr und mehr die höchsten Stellen in Staat und Kirche, vielfach protegirt durch die Königin. Da Ludwig XVI. dies zuließ und z. T. auch förderte, wurde er trotz seines persönlich anspruchslosen Lebensstils und seines bürgerlichen Zuschnitts «immer eindeutiger zu einem König der 500 000 Privilegierten» (Weis). Aber gerade diese Privilegierten machten ihm das Leben schwer und blockierten konstant alle nötigen Reformen, die seine «absolute» Monarchie noch hätten retten können.

Als Calonne trotz der allgemeinen wirtschaftlichen Prosperität des Landes 1786 mit seiner Politik der bequemen Wege am Ende war und keine Kredite mehr auftrieb, mußte er das Ruder radikal herumreißen; denn das Defizit betrug 100 Millionen Livres und der Zinsendienst machte mit 310 Millionen jährlich 50 % der Ausgaben aus. Mehr als $\frac{2}{3}$ der Schulden stammten aus der kurzen Regierungszeit Ludwig XVI. Wollte Calonne nicht den Staatsbankrott erklären, blieb ihm nur die Alternative, eine einschneidende Steuerreform mit Abschaffung der Privilegien anzustreben. Da Calonne die Blockadehaltung der Parlamente kannte, wollte er diese umgehen und erreichte 1787 die Einberufung einer Versammlung von in der Mehrheit adeligen Notabeln, die jedoch die entscheidenden Projekte des Finanzministers ablehnten, da sie nicht auf ihre Privilegien verzichten wollten. Als sich der bedrängte Politiker an die Öffentlichkeit wandte, richtete sich der Zorn und die Polemik der Privilegierten, des Hofes und der Königin auch gegen diesen Generalkontrolleur; der König kapitulierte wieder und entließ am 9. 4. 1787 auch Calonne. Nach einer kurzen Übergangsregelung übernahm der 70jährige Erzbischof Lomenie de Brienne, ein ehrgeiziger, freigeistig aufgeklärter Adliger, die äußerst schwierige Leitung der Finanzen. Da die Notabeln abgelehnt hatten, mußte der König die Reformedikte dem Parlament zur Registrierung vorlegen. Dort opponierten schon gleich der Herzog von Orléans, der spätere Philippe-Egalité, und die Herzöge, dann machten die Parlamentsräte Schwierigkeiten und lehnten schließ-

lich ab. Ludwig XVI. war außer sich vor Wut und es begann, wie so oft in diesem Jahrhundert, wieder die Kraftprobe zwischen König und Richtern, die sich zu Repräsentanten der ganzen Nation erklärten. Lever schreibt dazu: «Ludwig XVI. war erschüttert: Er, der an die einfältige Liebe «seines guten Volkes» glaubte, entdeckte ein Monster, eine Nation, die von einer ungreifbaren Furie gesteuert wurde: der öffentlichen Meinung.» Der König, überzeugt von seiner ihm als «absoluten» Monarchen zukommenden Stellung als oberster Richter und Herr des Landes, hielt am 6. 8. 1787 ein «Lit de justice» ab, um die Registrierung zu erzwingen. Obwohl das Parlament letztlich nur im Interesse der Privilegierten die Reformgesetze blockierte, konnte es die Massen in Paris gegen den König mobilisieren. Als dieses oberste Gericht die erwungene Registrierung am 7. 8. vor einer riesigen begeisterten Menschenmenge widerrief und die Einberufung der Generalstände forderte, schickte der wütende König auf Rat Briennes am 14. 8. 1787 die Parlamentsräte nach Troyes in die Verbannung. Nun hetzten die Parlamente die Bevölkerung auf, die Pariser Juristen, die um ihre Einkommen fürchteten, agitierten und die Pamphletisten und Karikaturisten schossen sich emsig auf den König ein. Es kam zum planmäßig geschürten Aufruhr im ganzen Land.

Der durch Krankheit geschwächte Ludwig XVI. hinderte Brienne nicht daran, plötzlich das Parlament wieder zurückzurufen. Der Finanzminister, zum «principal ministre» befördert, versuchte jetzt, den Bankrott durch Einsparungen am Hof und durch Aufnahme wieder neuer Schulden zu vermeiden. Obwohl er die Richter vorher bearbeitet und sogar Bestechungsgelder locker gemacht hatte, lehnten sie auch die Registrierung der Kredite ab. Als Ludwig XVI. diese Einregistrierung befahl, erklärte das Gericht den königlichen Befehl für ungültig. Das von der öffentlichen Meinung unterstützte Parlament gab seinen Machtkampf nicht auf, während der König an verschiedenen Krankheiten litt, vor Frust immer dicker und schließlich ratlos, mit den Ereignissen nicht mehr fertig wurde. Damals gingen seine doch immer wieder gezeigte Energie, seine Begeisterung und sein Optimismus in die Brüche, wie Chiappe zeigt. Von jetzt an «regierte er nur noch, ohne wirklich die Regierung zu führen». Ludwig war ermüdet, resigniert, verbittert und konnte dieser ausweglos erscheinenden Situation nicht mehr Herr werden. Für das von Turgot angestrebte Bündnis zwischen Krone und Volk gegen die Privilegierten war es zu spät. Außerdem lag dieser Gedanke dem konservativen, von der Notwendigkeit der Erhaltung der traditionellen ständischen Gesellschaft überzeugten Monarchen fern. Trotzdem versuchten die Minister, durch neue Edikte die Macht der Parlamente gewaltig einzuschränken, die daraufhin nur «einen Sturm der Entrüstung im Land» entfachten, wie Weis betont, und sogar durch die «von ihnen bezahlten Pamphletisten» die Revolution predigen ließen. Die mit

dem Richteradel verschwägerten Schwertadeligen und der hohe Klerus schlossen sich weitgehend dieser «aristokratischen Revolution» an. Enttäuscht und ratlos stand der König, der immer auf seine Popularität und seine Liebe zum Volk gesetzt hatte, dieser Koalition der beiden ersten Stände, aber auch dem offenen Aufruhr und der Gewalt gegen die Vertreter der Staatsmacht gegenüber. In dieser verzweifelter Lage gab Ludwig XVI. der öffentlichen Meinung nach und berief für den 1. 5. 1789 zum ersten Mal nach 1614 wieder die Generalstände ein. Brienne wußte nicht mehr weiter und ließ den Staatsbankrott erklären. Noch einmal kam Necker zurück, während eine Strohgruppe in Gestalt von Brienne in einem Freudenfeuer verbrannt wurde. Der völlig niedergeschlagene König hat damals, so berichtet Necker, zu ihm gesagt: «Ach, Monsieur, schon seit einigen Jahren ist mir kein einziger Augenblick des Glücks mehr vergönnt.» Der Generaldirektor der Finanzen wurde diesmal schon am 27. 8. auch zum Staatsminister ernannt. Dank seiner Beziehungen zu den protestantischen Bankiers in Europa konnte er nochmals 82 Millionen Livres auftreiben, allerdings ein kurzfristiger Notbehelf. Den Parlamenten gegenüber gab der Genfer klein bei. So hatte Ludwig XVI. auf ganzer Linie vor den Privilegierten kapituliert und war praktisch den Beschlüssen der einberufenen Generalstände ausgeliefert. Letztlich hatten seine Nachsicht und Schwäche gegenüber den Privilegierten dazu geführt, daß er schon jetzt einen großen Teil seiner Macht als «absoluter» Monarch verloren hatte.

König der Franzosen

Während die Wahlen für die Generalständerversammlung in großer Liberalität vorbereitet wurden, nahmen die Unruhen zu. Wegen des französisch-englischen Handelsvertrages war die Textilindustrie in eine Krise geraten, ferner verstärkten die Mißernten von 1788 und ein sehr strenger Winter 1788/89 die Notsituation. Die Angst vor dem Hunger ging um. In den Pariser Vororten gab es 80 000 Arbeitslose und die aufgehetzten Volksmassen fingen wieder an, sich durch Plünderungen, Gewalttaten und Revolten Luft zu machen. Durch die Zunahme der Bevölkerung seit 1740 drängten gerade jetzt massenweise junge Menschen auf den Arbeitsmarkt, ohne in der damaligen Rezessionszeit Beschäftigung zu finden. In dieser «revolutionären Situation» wurden die Deputierten der drei Stände gewählt, die Vertreter des Dritten Standes indirekt von allen Männern ab 25 Jahren mit festem Wohnsitz, die Steuern zahlten. Während des Wahlkampfes gab es viele Aktionen des Tiers état mit Tausenden von Flugschriften. Die aufsehenerregendste war die des Abbé Sieyès mit dem Titel «Was ist der Dritte Stand?» Da die Deputierten ein imperatives Mandat erhielten, verfaßten die Wähler Hunderttausende von Beschwerdeheften (cahiers de doléances), um sie den Abgeordneten

mitzugeben. «Es gibt in der Geschichte», so betonen Furet und Richey, «kein ähnliches Beispiel für eine solche schriftliche Konsultation eines ganzen Volkes...»

Von den 1139 gewählten Deputierten gehörten 291 dem Klerus (245 Mitglieder des niederen Klerus), 270 dem Adel und 578 dem Dritten Stand an. Die meisten Vertreter dieses Tiers état waren Angehörige des typischen Bürgertums des Ancien Régime (allein 200 Advokaten). Am 5. 5. 1789 war es dann soweit, der König und seine Familie und die Abgeordneten fuhren in feierlichem Zug zur Versailler St.-Ludwigskirche zum Eröffnungsgottesdienst. Der verlegten hinter dem Baldachin schreitende König wurde in diesem letzten großen Fest der Monarchie immerhin mit verhaltenem Beifall bedacht, während die Menge Marie Antoinette johlend empfing. Bei der eigentlichen Eröffnung der Sitzung im «Hôtel des Menus-Plaisirs» in Versailles hielt der König zunächst eine «feierlich und entschlossen» vorgetragene Rede, in der er versuchte, «alle Meinungen zu berücksichtigen» und in der er die Generalstände als «neue Glücksquelle» der Nation begrüßte. Immerhin wurde der sich selbstsicher gebende Monarch mehrmals durch Hochrufe und Klatschen unterbrochen. Als er sich wieder auf seinen Thron setzte, «erzitterten die Fenster unter dem Beifall» (Chiappe). Nach einer kurzen Ansprache des «Justizministers» Baretin, der so leise sprach, daß ihn niemand verstand, kam die mit Spannung erwartete Rede Neckers, der drei Stunden lang sprach bzw. seine Rede von einem jungen Arzt vorlesen ließ, die Delegierten mit ungeheurer vielen Details und Banalitäten langweilte und wegen der geringen Zugeständnisse und des Fehlens eines Programmes enttäuschte. Der König und sein Minister wünschten vor allem die Hilfe der Generalstände bei der Bewilligung neuer Finanzmittel, ließen die vom Tiers état angestrebte Abstimmung nach Köpfen jedoch in der Schwebe. Während von der geforderten Verfassung nicht die Rede war, akzeptierte Ludwig immerhin die steuerliche Gleichbehandlung aller Stände. Das war aber in dieser Situation zu wenig; so schwächte letztlich die Kompromißhaltung und Unentschlossenheit Ludwigs ihn selbst als König und stellte niemanden zufrieden. Gerade in dieser Zeit, als sich «das Schicksal der Nation und der Monarchie» entschied, wurde Ludwig durch einen tiefen Schmerz niedergedrückt: Der ältere Sohn, der Kronprinz Louis-Joseph, starb nach schwerer Krankheit am 4. 6. an der tuberkulosebedingten Skrofulose. Er hatte sich beim Sohn seiner Amme angesteckt.

Dieser Schmerz und diese Trauer trugen dazu bei, Ludwigs Tatkraft zu schwächen. Es verstärkte sich bei ihm die Haltung, die Dinge als weitere Schicksalsschläge passiv hinzunehmen. Schon am 17. 6. erklärte sich nämlich in einem ersten revolutionären Akt der durch Geistliche erweiterte Dritte Stand zur Nationalversammlung und erhob den Anspruch, einziger Repräsentant des Willens der Nation zu sein. Da nach

Schloß ein und stürmten zum Appartement der Königin mit dem Ruf: «Wir wollen ihr den Kopf abschneiden, das Herz ausreißen ...» Gerade noch rechtzeitig gewarnt, konnte Marie Antoinette halbbeleidet über einen Geheimgang entweichen, während Ludwig XVI. im Morgenmantel persönlich den schlafenden Dauphin Louis-Charles rettete. Zur gleichen Zeit tobte draußen die Menge; Frauen und Männer «mit Piken und Flinten bewaffnet» machten «Jagd auf die Leibwachen».

Schließlich konnte Lafayette mit seiner Garde die Ruhe wiederherstellen und der König und die Königin beruhigten durch ihr Erscheinen auf dem Balkon die Menge, die ihnen sogar Ovationen entgegenbrachte. Das Königspaar mußte versprechen, mit nach Paris zu kommen, und wurde in einem gespenstischen Zug, angeführt von Leuten mit Spießen, auf denen blutige Köpfe von Leibgarden steckten, von der bewaffneten Menschenmenge praktisch als Gefangene ins Pariser Rathaus gebracht, dort mit Jubel empfangen und um 21 Uhr in die Tuileries einquartiert. Der entmachtete König ertrug alles mit erstaunlichem Gleichmut. Nachdem man das seit 67 Jahren nicht mehr bewohnte Schloß provisorisch hergerichtet hatte, fühlte er sich, der er das Hofleben und die Etikette so wenig schätzte, dort trotz dauernder Bedrohungen recht wohl, da er das fast bürgerliche Leben mit seiner Familie liebte.

Den Beschlüssen der Constituante, die in der nahegelegenen Reibahn tagte, machte er keine Schwierigkeiten, weder der Entzignung des Besitzes der katholischen Kirche als Nationalgüter noch der Ausgabe der durch diese Güter gesicherten Assignaten. Mehr Probleme bereitete ihm die ohne Konsultation der kirchlichen Autoritäten und unter Bruch des Konkordats von 1516 beschlossene Zivilkonstitution des Klerus vom 12. 7. 1790, die er unter Druck sanktionierte. Sie verstaatlichte die Kirche unter Leugnung jeglicher göttlicher Mission und machte die Priester zu «Beamten der Moral». Nachdem schon vorher viele Geistliche den Eid auf diese Konstitution verweigert hatten, verbot ihn der Papst durch ein Breve vom April 1791, wodurch sich die französische Kirche spaltete und bald der Religionskrieg ausbrach.

Immerhin nahm Ludwig, wenn auch freudlos und zurückhaltend, am 14. 7. 1790 am revolutionären Föderationsfest teil, leistete den Eid, der Nation und dem Gesetz treu zu bleiben und erhielt dafür Beifall. Der Revolutionsführer Barnave bemerkte sogar dazu: «Hätte Ludwig XVI. das Föderationsfest für sich zu nutzen gewußt, so wären wir verloren gewesen.» Aber der König schien immer noch auf die Rückkehr des Ancien Régime zu hoffen, wenn er auch einen Bürgerkrieg ablehnte. In dieser Situation unternahm die königliche Familie einen von Marie Antoinette vorbereiteten und durchgesetzten Fluchtversuch, der allerdings dilettantisch durchgeführt wurde. Als man in Paris das Verschwinden des Königs bemerkte, geriet man in helle Aufregung und sandte überall hin Boten aus. Bald wurde die schwerfällige und große Karosse gesich-

tet, der dicke Mann mit brauner Leinenweste und großem runden Hut erkannt, mit seiner Familie in Varennes verhaftet und mit Schmach und unter Beschimpfungen zurückgebracht. Ludwig war so unvorsichtig gewesen, auch noch ein Manifest zu hinterlassen, in dem er betonte, er habe die Dekrete der Nationalversammlung nur unter Zwang ratifiziert, da er sich als Gefangener betrachte. Deshalb habe er beschlossenen, «seine Freiheit wiederzuerlangen und sich mit seiner Familie in Sicherheit zu bringen». Unter diesen Umständen schadete der Fluchtversuch natürlich dem König und der Monarchie als solcher gewaltig. Während überall Forderungen nach Einführung der Republik ertönten, wurde der König bis zur Annahme der Verfassung seines Amtes enthoben und unter Hausarrest gestellt. Trotzdem setzte die Mehrheit der Constituante gegen Robespierre und den Jakobinerklub eine Verfassung mit konstitutioneller Monarchie durch. Als Ludwig die Konstitution am 13. 9. 1791 annahm und beschwor, wurde er «König der Franzosen», dem laut Verfassung die Exekutive und das Vetorecht zustand. In der Praxis wurde jedoch das Gewicht der Legislative politisch immer größer.

Trotzdem schien nun eine Lösung, ein auch für den König akzeptabler Kompromiß gefunden zu sein. In seiner neuen Rolle eröffnete er am 7. 10. 1791 feierlich die Sitzungsperiode der Volksvertreter und trat in seiner längeren Rede für die Rückkehr der Ordnung und die Sanierung von Wirtschaft und Finanzen ein. Dafür erhielt er Beifall und sogar Jubel brach aus. Schon bald trübte sich jedoch dieses äußerliche Einvernehmen und es kam zu Konflikten mit der Versammlung, die voll Mißtrauen die zwiespältige Haltung des Königspaares und die Agitation der von den Brüdern Ludwigs geführten Emigranten betrachteten. Zur ersten Auseinandersetzung kam es jedoch, als Ludwig gegen zwei Dekrete der Legislative sein von der Verfassung garantiertes Veto einlegte. Dem tiefgläubigen Katholiken lag dabei als Wächter der Verfassung besonders am Herzen, das Gesetz zu Fall zu bringen, das die Deportation der eidverweigernden Priester anordnete und das den in die Konstitution von 1791 aufgenommenen Menschenrechten widersprach; P. und P. Girault de Coursac sehen dieses Veto als Ausdruck von Ludwigs Kampf «für die religiöse Toleranz». Außerdem entließ Ludwig, durchaus verfassungsgemäß, das Ministerium der Girondisten. Als Antwort setzten diese und die Pariser Kommune den Druck der Straße ein. So zogen am 20. 6. 1792 mehrere tausend Sansculotten zum Tuilerenschloß, brachen die Tore auf und stürmten in das Appartement des Königs. Dort defilierten die bewaffneten Massen mindestens vier Stunden lang am König und seiner Familie vorbei, bedrohten und beschimpften ihn als «Monsieur Veto». Ludwig XVI. setzte sich zwar, um der Menge zu gefallen, eine rote Mütze auf und trank aus einer ihm angebotenen Rotweinflasche auf das Wohl der Nation, aber er weigerte sich mit erstaunlichem Mut, sein Veto und die Entlassung des Girondi-

stenministeriums zurückzunehmen. Die Nationalgarde räumte erst um 10 Uhr abends das Schloß. Erschöpft schrieb Marie Antoinette an ihren Freund Fersen: «... Ich lebe noch, aber es ist ein Wunder. Der 20. 6. war ein grauenvoller Tag. Nicht mehr ich bin es, die am meisten gehaßt wird, es ist das Leben meines Gatten nach dem sie trachten, sie sagen es ganz offen. Er hat Entschlossenheit und Stärke bewiesen...»

Weil der König standhaft geblieben war, gingen die Pariser Sektionen unter der Federführung Robespierres daran, den Sturz des Königs vorzubereiten. Als die Legislative sich nicht unter Druck setzen ließ, schritten sie in der Nacht vom 9. auf den 10. 8. zur Gewalt. Sie rissen die Macht in Paris an sich. Hierauf zogen etwa 20 000 Menschen bewaffnet und mit Kanonen ausgerüstet zu den Tuilerien. Da die Nationalgarden nicht mehr loyal waren, blieben zur Verteidigung des Monarchen nur noch etwa 600 treue Schweizer Gardisten. Vor dem Ansturm der Massen und den Kanonen ließ sich der völlig gebrochene Ludwig überreden, mit seiner Familie in den Schutz der Versammlung zu flüchten, wo er versteckt wurde. Er hegte immerhin noch die Hoffnung, nach Herstellung der Ruhe ins Schloß zurückkehren zu können. Aber dort drangen die aufrührerischen Massen ein und wurden zu ihrer Überraschung mit Gewehrfeuer empfangen. Es gab 100 Tote und 270 Verletzte. Um in der aussichtslosen Situation ein weiteres Blutvergießen zu verhindern, gab Ludwig XVI. um 18 Uhr den Befehl, das Feuer einzustellen und die Waffen auszuliefern; es sollte sein letzter Befehl sein. Hierauf stürzten sich die empörten Massen, Männer und Frauen, auf die letzten treuen Verteidiger der Monarchie, um sie zu massakrieren und verstümmeln.

In diesem allgemeinen Aufruhr und Gemetzel flohen 60 Prozent der Deputierten voll Panik, während die verbliebene, weitgehend links stehende Restversammlung den König für abgesetzt erklärte und ihn und seine Angehörigen durch die Kommune im Temple, einem finsternen mittelalterlichen Wachturm, einkerkern ließ. Da fast alle Bediensteten entlassen waren, führte Ludwig dort mit den Seinen in sehr beengten Verhältnissen das Leben einer gebildeten Kleinbürgerfamilie, betete viel, las die wenigen Bücher, die er hatte, und unterrichtete seinen kleinen 7jährigen Sohn in Französisch, Latein, Geschichte und Geographie, während sich Marie Antoinette und ihre Schwägerin Elisabeth mit der Ausbildung der kleinen Marie-Thérèse beschäftigten.

Die Situation in der Ersten Republik wurde durch die Kriegs- und Krisenzeit immer radikaler, die antireligiösen Verfolgungen immer härter. Nach dem Aufruf Dantons, Robespierres und Marats zur Volksjustiz kam es vom 2. bis 6. 9. 1792 zum grausamen Massaker an 1300 Gefangenen, darunter 223 Priestern, aber auch Frauen und gewöhnlichen Häftlingen.

In der überall herrschenden Terrorsituation wurde der Nationalkonvent – zum ersten Mal nach allgemeinem Wahlrecht – bestimmt. Da

jedoch das Votum nicht geheim war, nahmen aufgrund der Bedrohung nur 10 % der Wahlberechtigten teil und zwar in erster Linie die Männer, welche die revolutionäre Entwicklung besonders befürworteten. Deshalb gab es im Nationalkonvent nur noch republikanische Deputierte. Dieser Konvent führte von Dezember 1792 an den Hochverratsprozeß gegen den abgesetzten König, dessen geheime Korrespondenzen mit dem Ausland man gefunden hatte. Damals betonte Robespierre nicht ohne Logik: «Wenn der König nicht schuldig ist, dann sind die es, die ihn abgesetzt haben.» Somit konnte der Konvent, der gleichzeitig Ankläger und Richter war, letztlich den König gar nicht freisprechen, da dies einer Selbstanklage gleichgekommen wäre. Trotzdem wurde Louis Capet, wie er nun genannt wurde, vor den Konvent geladen, um sich die langen Anklagereden anzuhören. Marat schrieb dazu im «Ami du Peuple»: «Er hat hundertmal hören müssen, wie man ihn Ludwig nannte und zeigte keinerlei Aufbegehren – er, der niemals etwas anderes als den Namen Majestät vernahm. Er zeigte nicht die geringste Ungeduld, als er die ganze Zeit über stehen mußte – er, vor dem kein Mensch sich hinsetzen durfte. Wäre er unschuldig, so wäre er in meinen Augen in dieser Demütigung groß gewesen!» Auf die Anschuldigungen hin verlegte sich Ludwig aufs Leugnen und Schweigen. Während er seine Familie nicht mehr sehen durfte, gelang es seinem Verteidiger, einen eidverweigernden Priester, verkleidet als Rechtsanwaltsgehilfen, einzuschleusen, der ihm die Beichte abnahm und die Kommunion reichte. Ludwig, der mit dem Leben abgeschlossen hatte, dachte von nun an «nur noch an sein Seelenheil» (Lever). Als tief gläubiger Katholik bereitete er sich bewußt durch Gebet und Lektüre auf seinen Tod vor. Dementsprechend empfahl er in seinem Testament vom 25. 12. 1792 seine geliebten Angehörigen dem Himmel, vergab allen seinen Peinern und trug dem 7jährigen Kronprinzen auf, die Demütigungen zu vergessen, «falls er das Unglück haben sollte, König zu werden». Nach einem überzeugten Bekenntnis seines tiefen Glaubens beendete er das Testament: «Ich schließe, indem ich vor Gott, und bereit, vor ihm zu erscheinen, erkläre, daß ich mir keines der Verbrechen, deren ich beschuldigt werde, vorzuwerfen habe. In doppelter Ausfertigung, im Turm des Temple, am 25. 12. 1792 – Ludwig». Am folgenden Tag wurde dieser zum zweiten Mal vor den Konvent geladen, wo seine Anwälte ihre Plädoyers hielten. Am Schluß sprach er nochmals und betonte, sein Gewissen sei rein und er habe immer versucht, jedes Blutvergießen zu vermeiden. Während im Konvent heftig diskutiert wurde, gingen immer mehr Bittschriften und Anträge aus allen Teilen Frankreichs ein, die eine Volksbefragung über das Schicksal des Königs forderten. Trotzdem verurteilte eine knappe Mehrheit der Abgeordneten, darunter der Vetter des Königs, Herzog Philippe von Orléans, Ludwig zum Tode. Dieser erfuhr am 17. 1. 1793 den Urteilspruch, nahm ihn mit großer Gelassen-

heit auf und tröstete seine Umgebung. Nachdem er noch von seiner Familie Abschied hatte nehmen können, wurde er am 21. 1. 1793 zur Hinrichtung auf der heutigen Place de la Concorde abgeholt. Der Augenzeuge Philippe Pinel, ein bedeutender Arzt der Zeit, berichtete darüber: «Ludwig, der durch seine religiösen Grundsätze dem Tod äußerst ergeben zu sein schien, verließ sein Gefängnis, den Temple, gegen neun Uhr morgens ... Beim Schafott angekommen, betrachtete er mit Festigkeit die Todesmaschine, und sofort ging der Henker an seine Arbeit. Er schnitt ihm die Haare ab, steckte sie in die Tasche und ließ ihn die Stufen zum Schafott hinaufsteigen.» Der deutsche Journalist und Augenzeuge Oelsner, schilderte das weitere Geschehen so: «Als sich Ludwig auf dem Schafott sah, betrachtete er die Maschine, trat zwei Schritte vorwärts bei ihr vorbei, in der Absicht... zu sprechen. Sogleich verstummte die Musik. Man hat ihn darauf mit starker Stimme äußern gehört, daß er unschuldig und mit der Überzeugung sterbe, nicht das französische Volk wolle seinen Tod, sondern seine persönlichen Feinde. Er verzeihe ihnen.» Daraufhin wurde er durch Trommelwirbel am weitern Sprechen gehindert und von einem Scharfrichter gepackt. «Der König folgte nach einem leichten Widerstande ganz gelassen, stellte sich der Maschine gegenüber ... und legte sich hin. Das Messer fiel. Der Kopf blieb mit der Unterhaut des Halses am Rumpfe hängen und mußte abgerissen werden ... Der abgeschlagene Kopf, bei den Haaren emporgehalten», so Oelsner, «wurde dem Volke vorgewiesen. Sogleich erscholl unter Waffengeklirr das Jubelgeschrei: «Es lebe die Nation, es lebe die Republik!»

Damit wurde Ludwig XVI. als einziger König in der französischen Geschichte hingerichtet, ausgerechnet der Mann, in dessen 15 Jahren «absoluter» Monarchie nicht ein politischer Häftling getötet wurde. Er war ein gutmütiger, tugendhafter Philanthrop, der zwar, wie neuere Forschungen zeigen, viel tatkräftiger und kompetenter regierte als vielfach angenommen, dessen Nachgiebigkeit ihm letztlich aber doch zum Verhängnis wurde. Dabei ließ er sich, überzeugt davon, seine Popularität erhalten zu müssen, von dem Druck der oft genug gelenkten öffentlichen Meinung zu sehr beeinflussen und sich von mehr oder minder bedeutenden Ministern zu Fehlentscheidungen drängen. Da es ihm nicht gelang, gegen die Privilegierten, angefangen von der Königin, den Prinzen von Gebüt und dem Hofadel bis hin zu den Parlamenten, den unerbittlichen Verteidigern der Privilegien, die nötigen Strukturreformen durchzusetzen, wäre wohl seine einzige Chance gewesen, sich mit den gemäßigten Reformkräften des Dritten Standes zu verbünden. Aber diese Verbindung mit den Tendenzen der Zeit lag dem konservativen Monarchen fern, der von der Erhaltungswürdigkeit der alten Ordnung überzeugt war. So ergriff er, obwohl der genügsame, volksverbundene Monarch mit gesundem Menschenverstand von Natur aus ein idealer

Bürgerkönig gewesen wäre, ab 1787 nicht die Flucht nach vorne, sondern beschränkte sich darauf, vor den revolutionären Neuerungen und Gewaltaktionen schrittweise zurückzuweichen und vollendete Tatsachen zu akzeptieren. Da für ihn, der jedes Blutvergießen vermeiden wollte, letztlich trotz drängender Ratschläge ein Gewaltstreich nicht in Frage kam, wurde er trotz seiner großen Beliebtheit bei einem beträchtlichen Teil der Bevölkerung, besonders in der Provinz, zum Spielball der Entwicklung und zum Opfer von organisierten Gewaltaktionen in Paris. Sein entschiedenes Veto vor allem gegen die Deportation der eidverweigernden Priester, die er nicht mit seinem Gewissen vereinbaren konnte, führte nur um so rascher zum gewaltsamen Ende, obwohl er wie Fay und Girault de Coursac hervorheben, hier als einziger für die Einhaltung der Verfassung und die dort garantierte Toleranz und Meinungsfreiheit mit seiner ganzen Kraft kämpfte und auch dadurch den Bürgerkrieg vermeiden wollte. Andererseits haben sein immer wieder auch bei Todesgefahr gezeigter großer persönlicher Mut, seine Seelenstärke und sein christlich gefaßtes Verhalten bei der Hinrichtung für die spätere Zeit das Ansehen der Monarchie gehoben, das sich vor allem nach den Erfahrungen der Schreckensherrschaft 1793/94 mit Zehntausenden von Hinrichtungen und dem «franco-französischen Genozid» (Secher, Chaunu) in der Vendée erheblich verstärkte. Letztlich war Ludwig eine tragische Figur: Durchdrungen von bestem Willen, war er von den Grundsätzen des Christentums geleitet. Da er aufgrund seiner Natur und seiner Gutmütigkeit, aber jede Gewaltanwendung und jedes Blutvergießen vermeiden wollte, wurde er angesichts seiner Nachgiebigkeit und Schwäche mit den außerordentlichen Schwierigkeiten und Ereignissen nicht fertig, und das obwohl er neben Heinrich IV. als einziger Bourbonne während seiner ganzen Regierungszeit bei seinem Volk beliebt war.

(1952); P. C. Hartmann, Geld als Instrument europäischer Machtpolitik im Zeitalter des Merkantilismus. Studien zu den finanziellen und politischen Beziehungen der Württembergischen Territorien Kurbayern, Kurpfalz und Kurköln mit Frankreich und dem Kaiser von 1715 bis 1740 (1978); ders., Karl Albrecht – Karl VII. (1985); F. Wagner, Kaiser Karl VII. und die großen Mächte 1740–1745 (1958); G. Zeller, Les Temps modernes, Bd. 2: De Louis XIV à 1789 (1955); L. Bély, Les relations internationales en Europe (XVII^e–XVIII^e siècles) (1992); J. Black, Natural and Necessary Enemies. Anglo-French Relations in the Eighteenth Century (1987). Die alte materialreiche Arbeit über den siebenjährigen Krieg: R. Waddington, La Guerre de Sept ans, 5 Bde. (1898–1908); J. J. Riley, The Seven Years War and the Old Regime in France (1986), der vor allem die kurz- und langfristigen wirtschaftlichen und finanziellen Folgen dieses Krieges aufzeigt; ferner: V.-L. Tapié, L'Europe de Marie-Thérèse. Du baroque aux Lumières (1973).

Ludwig XVI. (P. C. Hartmann)

Wie für die Zeit Ludwigs XV. sind neben verschiedenen Serien der Archives Nationales umfangreiche Bestände in den Archives des Affaires étrangères (Correspondance politique, Mémoires et Documents), im Kriegsarchiv in Vincennes und im Département des manuscrits der Bibliothèque Nationale einschlägig. Zur Information ist die Veröffentlichung Arrêts du Conseil du Roi. Règne de Louis XVI. Inventaire analytique des arrêts en commandement, bearb. v. D. Gallet-Guérin, Bd. 1 (1978) von Nutzen.

Unter den zahlreichen gedruckten Quellen sind zunächst mehrere Korrespondenzbände zu nennen: Correspondance entre Marie-Thérèse et Marie Antoinette, hrsg. v. G. Girard (1933); Correspondance secrète du comte de Mercy-Argenteau avec l'empereur Joseph II et le prince de Kaunitz, hrsg. v. A. Arneth u. J. Flammermont, 2 Bde. (1889–91); Marie Antoinette, correspondance secrète entre Marie-Thérèse et le comte de Mercy-Argenteau, hrsg. v. A. Arneth u. A. Geffroy, 3 Bde. (1875); Fersen et Marie Antoinette. Correspondance et journal intime inédits du comte Axel de Fersen, hrsg. A. Söderhjelm (1930).

Von der in der Bibliographie unter Ludwig XV. aufgeführten Memoirenliteratur sind auch mehrere für Ludwig XVI. einschlägig, so das Journal von Croij, oder das des Abbé de Véri, die Mémoires des Duc de Choiseul. Da der Abbé de Véri ein Vertrauter des Ersten Ministers Maurepas war, kommt dieser Quelle ein besonderer Aussagewert zu. Außerdem sind hier unter den zahlreichen veröffentlichten Memoiren der Zeit hervorzuheben: Journal du marquis de Bombelles, hrsg. v. J. Grusson et F. Durif, 2 Bde. (1977/82); J.-B. Cléry, Journal de ce qui s'est passé à la Tour du Temple pendant la captivité de Louis XVI, roi de France (1798); H. L. Dillon Marquise de La Tour du Pin-Gouvernet, Journal d'une femme de cinquante ans 1778–1815, hrsg. v. Comte Aymar de Liedekerke-Beaufort, 2 Bde. (*1913); Journal de Louis XVI, hrsg. v. L. Nicolardot (1873); J. Mallet du Pan, Journal historique et politique, 12 Bde. (1784–87); G. E. Guignard Saint-Priest, Mémoires, 2 Bde. (1929); Abbé Soulaire, Mémoires historiques et politiques du règne de Louis XVI, 6 Bde. (1801). Schließlich bieten auch die vom König selbst überwachten Zeitungen «Gazette de France» und «Mercure de France», ab Dezember 1791 «Mercure français» viele Einzelheiten.

Ludwig XVI., der letzte König des Ancien Régime, angesichts der außerordentlichen Probleme und Ereignisse überfordert, hatte den besten Willen, war tugendhaft und besaß durchaus sympathische Eigenschaften. Er legte nach seiner Absetzung und bei seiner Hinrichtung viel Gleichmut, Würde und menschliche Größe an den Tag. So hat in der Literatur gerade dieses Ende und der Prozeß immer wieder die Gemüter erhitzt und die Auseinandersetzungen reichen in Frankreich bis in unsere Tage hinein. Deshalb fehlt es auch nicht an Biographien.

Unter der älteren Literatur haben das Bild des Königs geprägt: Abbé L.-B. Proyart, Louis XVI et ses vertus aux prises avec la perversité de son siècle, 5 Bde. (1808); G. B. Capefigue, Louis XVI, son administration et ses relations diplomatiques avec l'Europe, 4 Bde. (1844); H. Carré, Ph. Sagnac, E. Lavoisse, Le Règne de Louis XVI. (1774–1789) (1911); M. de La Fayette, Louis XVI (1937). An neueren Werken sind hervorzuheben: S. K. Padover, The life and death of Louis XVI. (1965); J. Bordonove, Les Rois qui ont fait la France. Louis XVI. (1983); B. Fej, Louis XVI ou la fin d'un monde (*1981, dt. 1956) und J. Hardman, Louis XVI (1992/93). Grundlegend, wenn auch mit kleineren Schwächen, ist das Buch von Evelyn Leves, Louis XVI (1985, dt. 1988); ausführlicher behandelt den letzten König des Ancien Régime auch J. E. Chiappe, Louis XVI, 3 Bde. (1987–89).

Mit Teilaspekten im Leben und Wirken Ludwigs XVI. beschäftigen sich mehrere Autoren. Aufgrund systematischer Analysen der einschlägigen Quellen untersucht den Problemkreis der Erziehung Ludwigs XVI. P. Girault de Coursac, L'Education d'un roi: Louis XVI (1972); mit Salbung und Krönung beschäftigt sich H. Weber, Das «Sacré» Ludwigs XVI. vom 11. Juni 1775 und die Krise des Ancien Régime, in: E. Hinrichs u. a. (Hrsg.), Vom Ancien Régime zur Französischen Revolution (1978), S. 539–65. Auch der Fluchtversuch des Monarchen 1791 wird speziell untersucht: G. Lenôtre, Le drame de Varennes, juin 1791 (1951); M. de Lombares, Enquête sur l'échec de Varennes (1988). Angesichts der großen historischen Bedeutung des Sturzes der Monarchie und des damit verbundenen Prozesses und der Hinrichtung Ludwigs XVI. sind diesem Problemkreis mehrere Arbeiten gewidmet. Zu nennen sind hier die Monographien von P. Vassière, La Mort du Roi (1910); D. P. Jordan, The king's trial. The French Revolution versus Louis XVI (1979); M. Reinhard, La chute de la Royauté (1969); P. et P. Girault de Coursac, Enquête sur le procès du roi Louis XVI (1982) und das grundlegende Werk von M. Vovelle, La chute de la Monarchie 1787–1792 (1972).

Für die verschiedenen Bereiche der Verfassungs-, Gesellschafts-, Wirtschafts-, Finanz-, Mentalitäts-, Geistes-, Kirchen-, Literatur- und Kunstgeschichte ist hier auf die entsprechenden Werke zu verweisen, die in der Bibliographie zu Ludwig XV. aufgeführt sind. Speziell sind zusätzlich zu nennen: E. Hinrichs, E. Schmitt, R. Vierhaus (Hrsg.), Vom Ancien Régime zur Französischen Revolution (1978); F. Bluche, La Vie quotidienne au temps de Louis XVI (1980); R. Darnton, La Fin des Lumières (1984); P. et P. Girault de Coursac, Louis XVI et la question religieuse pendant la Révolution (1988). Eine gute Synthese bietet neben E. Wéis (vgl. Bibli. Ludwig XV.) H. Méthivier, La Fin de l'Ancien Régime (*1992).

Da Ludwig XVI. als «absoluter» Monarch relativ schwach war, kam seinen Ministern und seiner Umgebung eine wichtige Rolle zu. Es gibt eine ganze Reihe guter und profunder Biographien verschiedener wichtiger Persönlichkeiten der Zeit. Zu erwähnen sind hier vor allem: E. Leves, Marie-Antoinette (1991, dt. 1992); S. Zweig, Marie-Antoinette (1982); J.-F. Labourdette, Vergennes. Ministre principal de Louis XVI (1990); E. Faure, La disgrâce de Turgot (1961); C. Boré et J. Monange, Turgot, économiste et administrateur (1983); J. Egret, Necker. Ministre de Louis XVI. (1975); P. Jolly, Necker (1951); P. Grosclaude, Malesherbes (1962); R. Lacour-Gayet, Calonne. Financier, réformateur, contre-révolutionnaire, 1734–1802 (1963); R.-M. Rampelberg, Aux origines du Ministère de l'Intérieur. Le ministre de la Maison du Roi, baron de Breteuil (1783–1788) (1975); F. Ribadeau Dumas, La destinée secrète de La Fayette, ou le messianisme révolutionnaire (1972); J.-D. Brédin, Sieyès, La clé de la Révolution française (1988); K. M. Baker, Condorcet. Raison et politique (1988); R. Derathé, J.-J. Rousseau et la science politique du son temps (1970).

Für die durchaus erfolgreiche Außenpolitik Ludwigs XVI. sind einschlägig: neben den unter Ludwig XV. zitierten Werken von Bély, Black und Tapié vor allem G. Grosjean, La politique rhénane de Vergennes (1925); G. Zeller, Le principe de l'équilibre dans la politique

internationale avant 1789. Aspects de la politique française sous l'Ancien Régime (1964), S. 172 ff.; J.-F. Noël, *Les problèmes de frontières entre la France et l'Empire dans la seconde moitié du XVIII^e siècle*, in: RH 235 (1966), S. 333–346.

Die Rolle des Königs beim Amerikanischen Unabhängigkeitskrieg und seine Beziehungen zu Amerika findet besonderes Interesse bei: M. Trudel, *Louis XVI, le congrès américain et le Canada (1791)*; *Le Règne de Louis XVI et la guerre d'indépendance américaine. Actes du Colloque intern. d. Sorèze 1976* (1977).

Unübersehbar ist die Literatur zur Geschichte der Revolution, in deren Anfangsjahren 1789 bis 1792 der König eine gewisse, allerdings meist passive Rolle spielte. Er beschränkte sich hauptsächlich darauf, vor den Revolutionären zurückzuweichen, hier und da Gegenmaßnahmen zu ergreifen, um dann doch wieder nachzugeben. Es seien hier einige neuere Überblickswerke genannt: J. Godecho, *Les Révolutions, 1770–1799* (1970); F. Furet et M. Ozouf, *Dictionnaire critique de la Révolution française* (1988); W. Doyle, *Des origines de la Révolution française* (1988); F. Furet et D. Richet, *La Révolution française* (1987, dt. 1987); P. Gaxotte et J. Tulard, *La Révolution française* (1988); J. Tulard, *Les Révolutions de 1789 à 1851* (1985); J. Solé, *La Révolution en questions* (1988); E. Weis, *Der Durchbruch des Bürgertums 1776–1847* (1978); E. Schulin, *Die Französische Revolution* (1989); A. Soboul, *Die große Französische Revolution*, 2 Bde. (1973); M. Vovelle, *Die Französische Revolution – Soziale Bewegung und Umbruch der Mentalitäten 1789–1804*; zum Bürgerkrieg in der Vendée: R. Secher, *Le génocide franco-français: La Vendée-Vengé* (1988); J.-Cl. Martin, *La Vendée et la France* (1987).

Napoleon I. (H. Schmidt)

Untersuchungen und Darstellungen zur Geschichte Napoleons gibt es wie Sand am Meer und auch die Zahl der veröffentlichten Quellen ist enorm. Bereits 1908 und 1911 gab Friedrich Max Kircheisen eine zweibändige *«Bibliographie des napoleonischen Zeitalters»* heraus. Seitdem ist die Fülle der Publikationen zu diesem Gegenstand weltweit gestiegen. So kann hier nur eine kleine Auswahl neuerer Titel, ergänzt um die eine oder andere klassische Biographie, geboten werden. Mit Rücksicht auf das deutschsprachige Publikum, an das dieses Buch sich in erster Linie wendet, werden deutschsprachige oder ins Deutsche übersetzte Werke bevorzugt.

Über die französische Napoleonliteratur von den Anfängen bis zu Georges Lefebvre (1935) unterrichtet spannend, geistreich und von einem entschieden liberalen, napoleonkritischen Standpunkt aus Pieter Geyl *«Napoleon for and against»* (1949, TB. 1965). Einen Überblick über die deutschsprachige Napoleonbiographie bis zur Gegenwart versucht Hans Schmidt zu bieten *«Napoleon in der deutschen Geschichtsschreibung»* in: *Francia. Forschungen zur westeuropäischen Geschichte* 14, 1987, S. 530–560. In diesen beiden Werken sind auch die Titel von im Text zitierten und in der Bibliographie nicht angegebenen Arbeiten über Napoleon zu finden.

Die wichtigste Quellensammlung zur Persönlichkeit und Geschichte des Korsen ist die *«Correspondance de Napoleon I^{er}. Publiée par ordre de l'Empereur Napoléon III, sous la direction du Maréchal J. B. Ph. Vaillant, tome 1–15; et par le prince Napoléon (Joseph Charles Paul), tome 16–32; insgesamt also 32 Bde., Paris 1858–1870*. Eine deutschsprachige Auswahl veröffentlichte Friedrich M. Kircheisen *«Briefe Napoleons I. Auswahl aus der gesamten Korrespondenz des Kaisers»*, 3 Bde., 1910.

Maßgeblich beigetragen zur Entstehung der napoleonischen Legende hat J. E. de Las Casas *«Mémorial de Sainte-Hélène, ou journal ou se trouve consigné, jour par jour, ce qu'a dit et fait Napoléon durant dix-huit mois»*, 8 Bde., 1822 bis 1832 – Moderne Ausg. hrsg. von Marcel Duran, 2 Bde., 1951 und von André Fugier, 2 Bde., 1961. – Deutsche Ausgabe der

Erstfassung 9 Bde., 1822–1826. Seitdem mehrere deutsche Ausgaben. Las Casas könnte man als Napoleons Eckermann bezeichnen.

Von den zahlreichen Memoiren seien hier nur zwei genannt: Louis de Coulaincourt *«Mémoires du général Coulaincourt Duc de Vienne, grand écuyer de l'empereur. Introduction et notes de Jean Hanoteau»*, 3 Bde., 1936–1938. Eine deutsche Ausgabe erschien unter dem Titel *«Unter vier Augen mit Napoleon. Denkwürdigkeiten des Generals Coulaincourt. Hg. v. Friedrich Matthäusius»*, 2 Bde., 1937, ND 1956; sowie *Comtesse de Rémusat «Mémoires (1802–1808), publi. avec une préface et des notes par son petit-fils P. de Rémusat»*, 3 Bde., 1879–1880, die ein sehr kritisches Bild des Menschen Napoleon entwerfen.

Die heute weltweit als maßgebend betrachtete Napoleon-Darstellung stammt von Jean Tulard *«Napoléon ou le Mythe du Sauveur»*, 1977, 1986. Die deutsche Übersetzung *«Napoleon oder der Mythos des Retters. Eine Biographie»*, 1978, TB-Ausgabe 1982. Tulard, der heute einer der bedeutendsten Kenner der Napoleonzeit ist, verdanken wir fernherhin einen *«Dictionnaire Napoléon»*, 1987, dem 1989 ein *«Supplément au Dictionnaire Napoléon»* folgte. Ferner sei von den Werken dieses Autors noch sein Buch *«Le Grande Empire»*, 1982, genannt. Klar und kenntnisreich, brillant geschrieben sieht dieses letztgenannte Werk das napoleonische Empire doch etwas zu stark mit französischen Augen. Daß die Unterworfenen das Empire auch als Bedrückung empfinden konnten, wird dem Leser nicht einsichtig gemacht. Auch die Biographie betrachtet die Geschichte Napoleons zu sehr aus dem Blickwinkel der französischen Innenpolitik – der Schatten de Gaulles fällt allzu stark auf sie. Die Persönlichkeit Napoleons bleibt bloß, die Betrachtung gesellschaftlicher Strukturen dominiert. Farbiger und den außenpolitischen Aspekt des napoleonischen Wirkens stärker berücksichtigend, ohne dabei die Innenpolitik zu vernachlässigen, kenntnisreich, glänzend zu lesen, klar und überlegen disponiert, ist die kleine Napoleonbiographie von Roger Dufréisse *«Napoleon»*, 1987, 1991, die in der Taschenbuchreihe *«Que-sais-je»* erschien. Deutsche Übersetzung München 1994.

Ebenfalls angenehm zu lesen, sehr sachkundig, mit gutem, ausgewogenem Urteil, die Bedeutung Rußlands für die Außenpolitik des Kaisers vielleicht etwas übertreibend, dafür ohne ideologische Scheuklappen, ist die Biographie des russischen Historikers Albert S. Manfred *«Napoleon»*, Moskau 1977, dtsh. 1978, 1986. Und ebenfalls höchst empfehlenswert, mit guten Literaturhinweisen, wichtige Probleme sachkundig diskutierend, ist R. Ben Jones *«Napoleon. Man and Myth»*, 1977, repr. 1981.

Die letzte deutschsprachige Napoleonbiographie stammt von Martin Göhring *«Napoleon, Vom alten zum neuen Europa»*, die 1959 in der Taschenbuchreihe *«Persönlichkeit und Geschichte»* erschien. Kenntnissreich, gut lesbar, übersichtlich, stammt sie von einem der damals besten Kenner der französischen Geschichte im Zeitalter der Revolution und Napoleons. Innerer noch nicht ersetzt ist die deutsche Standardbiographie des Kaisers, die der Wiener Historiker August Fournier am Ende des 19. Jahrhunderts schrieb. *«Napoleon I.»*, 3 Bde., 1886–1889, 1922. Immer noch sehr lesenswert ist auch der große Essay von Max Lenz, *«Napoleon»*, 1908. Eine sehr ausgewogene Darstellung der napoleonischen Epoche mit guter Charakteristik des Kaisers enthält schließlich Eberhard Weis *«Der Durchbruch des Bürgertums 1776–1847. Propyläen-Geschichte Europas, Bd. 4»*, 1978. Hingewiesen sei in diesem Zusammenhang auch auf das ältere Werk von Willy Andreas *«Das Zeitalter Napoleons und die Erhebung der Völker»*, 1955, sowie auf Franz Schnabels Beitrag *«Das Zeitalter Napoleons 1799–1815»*, in: Walter Goetz (Hrsg.), *Propyläen-Weltgeschichte*, Bd. 7, Berlin 1929.

Den Feldherrn Napoleon charakterisiert kurz und glänzend Gilbert Bodinier in André Corréis (Hrsg.) *«Histoire militaire de la France T. 2. De 1715 à 1871»*, 1992. Die klassische deutschsprachige Untersuchung des napoleonischen Feldherrntums ist nach wie vor Maximilian Graf Yorck zu Wartenburg *«Napoleon als Feldherr»*, 2 in 1 Bd., 1884, 1904. Groß-